

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Chronika	201
Staatsnotwendigkeiten. Von Leon Zeitslin.	212
Aphorismen. Von Josef Kurz	218
Industrie und Kapital. Von Jaden	222
Antwort. Vom Stahlwerkverband	226
Eduard VII.	227

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek. Beilehung zu
 zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
 U=4 L=1.

Mampes Gute Stube
 gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse
Vornehmste Litré-Stube der Reichshauptstadt.
 Extrafine Litré und Frühstück-Weine.

Hotel Esplanade
 Berlin Hamburg
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 Restaurant im vornehmsten Stil
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67.
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



*Treffpunkt der
 Weinkenner!*

Alle Waffen
 sind

staatlich
 geprüft!



Kaliber 22
 umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre,
 automatische Repetier-Büchsen
 u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche
 Neue Direktion.



Berlin, den 6. Februar 1909.

Chronika.

Draußen.

Warum sind die Briten nach Egypten gegangen? Weils auf dem Weg nach Indien liegt. Warum zahlen sie für ihre Position in Persien einen so hohen Preis und fordern die Oberaufsicht über den Persischen Golf? Weil Persien auf dem Weg nach Indien liegt und das Wasser des Perserbusens sich mit dem des Indischen Ozeans mischt. Warum mußten sie das Kapland haben? Weil sie auch diesen Weg nach Indien brauchten. Warum gewähren sie dem Emir von Afghanistan Subsidien? Weil die Schanze der indischen Festung nicht von einem Gegner Britaniens beherrscht werden darf. Warum sucht ihr sorgender Blick die unwirthlichen Pamirwüsten? Weil diese öden Strecken die Nordstraße nach Indien öffnen oder schließen. Warum haben sie dem König von Siam den größten Theil seines Reiches durch Bürgschaft gesichert? Weil dieses Land die indische Grenze von dem Gebiet eines europäischen Nebenbuhlers trennt. Was trieb sie zu der traditionellen Türkenpolitik? Die Erwägung, daß ihr Besitz im Osten gefährdet wäre, wenn das Osmanengebiet unter den Einfluß einer feindlichen Macht käme. Diese Fragen hat Lord Curzon of Kedleston gestellt und beantwortet, als er Vizekönig von Indien war. Wir paar Briten, sprach er damals, sind hier, als Beherrscher eines Bünstels der Menschheit, wie ein winziger Schaumfleck auf einem dunkel brausenden Weltmeer. Wer daran nicht denkt, kann das Erlebnis der letzten Monate nicht verstehen. Herr Böwolskij hätte (in Buchlau hoffte er noch) den Meerengenschlüssel als Trophaion aus London heimgebracht, Herr von Mehrenthal die Annexion der Balkanprovinzen ohne ernstes Hemmnis durchgesetzt, wenn Indien ruhig geblieben wäre. Doch die anglo-japanische Freundschaft hat die Hinduwelt in heftige Bewegung gebracht, mehr als je fühlt der braune sich dem weißen

Mann ebenbürtig, der dunkle Ozean ist bis in die Tiefe aufgewühlt und der winzige Schaumfleck würde in der Brandung zerstäuben, wenn ihn nicht eine Woge ins Freie zurücktrüge. Nie war England auf die fünfundsechzig Millionen Mohammedaner, die im indischen Kaiserreich leben, so angewiesen wie in dieser Stunde. Drum muß es zeigen, was es für den Islam thut; muß trachten, dem Türkenwunsch Erfüllung zu schaffen. So ziemlich ward es erreicht. Die Meerengen? Heute leider unmöglich, lieber Iswolstij; wer dazu hülfe, hätte in Mohammeds Machtbereich verspielt. Aenderung des bosnischen Besitztitels? Dafür, Baron Aehrenthal, sind fünfundfünfzig Millionen zu zahlen und allerlei Konzessionen zu machen; die haben wir dann dem Sultan und dessen Vormund, dem regirenden Jungtürkenauschuß, verschafft. Nicht knickern, Vetter Ferdinand; die Lösung vom Suzerain ist unter Brüdern hundert Millionen werth und die Hohe Pforte braucht Geld. Auch der Hellenenkönig soll sich gedulden; in diesem Augenblick muß, so schwer es uns wird, die Erlaubniß zur Verpeisung Kretas geweigert werden. So lang es von der Themse. Curzons Nachfolger kann zu den Musulmanen sprechen: Seht Ihr nun, wie wir für die Macht Eurer Glaubensgemeinschaft sorgen und sie vor Schmälerung schützen? Wir ganz allein. Seid uns also hübsch dankbar!

Ein neuer Britensieg. Dessen Glanz freilich ein Viechent gemindert ward; durch die pariser Verstimmung und durch die deutsche Entschlossenheit, Oesterreich nicht allein im Gedräng zu lassen. Die austro-türkische Verständigung ist erreicht (England wollte sie einer Europäerkonferenz vorbehalten) und der Widerstand einzelner Parlamentsfraktionen wird im Balkanischland zu überwinden sein. Bulgarien hat nur noch eine Geldfrage zu beantworten und in Wien, Petersburg, London zur Vermittlung bereite Freunde. Bleiben die Serben. Sie fordern den schmalen Landstreifen, der ihnen den Ausgang in die Adria sichert; erklären, daß sie sonst in nachbarlicher Umklammerung erstickn müßten und entschlossen seien, lieber das Leben zu wagen. Ihr Kalkül ist nicht ganz so thöricht, wie man nach dem Geplärr zuchtloser Brinzchen glauben könnte. Die Zeit austro-russischer Eintracht ist einstweilen vorbei. In Italien hat die Annexion, die das Habsburgerreich zur Balkangroßmacht wandelt, und der Streit um die italienischen Studenten zu öffnende Universität die Geister erregt. Oesterreich-Ungarn mußte an der russischen und an der italienischen Grenze beträchtliche Truppenmassen aufstellen, ehe es losschlug; und hätte in einem Bergland zu sechten, wo der Heimische immer im Vortheil ist. Auf ihre Geschütze (vom Kreuzot-Schneider) sind die Serben sehr stolz, halten sie für besser als die österreichischen und meinen, daß die Slavenwuth die schwächlich zaudernde petersburger Regierung zum Eingriff

zwingen würde, wenns den Brüdern im Süden dennoch schlecht ginge. Das wäre der casus foederis für das Deutsche Reich; und mindestens fraglich, ob Italien, Frankreich, England dann neutral blieben. Entweder also eine unabsehbare Konflagration, die durch den Hader um ein paar Kilometer billigen Balkanlandes bewirkt wäre, oder eine langwierige Guerilla, die, im Gebirg, den Eindringling mehr kosten könnte als den Vertheidiger ererbten Bodens. Etwas wie ein Transevaalkrieg in den Haemuskluchten. So rechnet man in Belgrad. Zehn Millionen Serben, heißt da, lassen sich nicht abwürgen wie eine Hammelheerde; werden von Wien und von Sofia ihr Lebensrecht heischen (denn auch der alte Zwist mit den Bulgaren drängt zur Entscheidung). Und die Dynastie weiß, daß nur die dickste Unterstreichung nationaler Forderungen ihr Dasein noch für ein Weilchen fristen kann. Ganz ist die Feuergefähr also nicht beseitigt. Doch die Serben bedenken wohl, daß Oesterreich die Kriegsmittel einer Großmacht und einen von Sachverständigen bewunderten Generalstab hat, und wissen, wie tapfer sich das bulgarische Mongolenblut schlägt. Und vergäßen sie, so würde England sie daran erinnern. Ohne Britengold giebt's keinen Balkankrieg. Ans Meer kann dem Serbenstaat auch die Vereinigung mit Montenegro helfen. Wenn jeder schreiende Knirps erhielte, was sein Herz gerade begehrt, bekäme Europa nie wieder Ruhe. Der europäische Kontinent wenigstens so bald nicht. Rußland kann, Frankreich will sich des Balkans wegen jezt nicht gern engagiren. Die beiden Kaiserreiche als Gegner: eher versuchen russische Generale doch wohl in Nordwestpersien ihr Heil. Von Askabad ins afghanische Herirudthal ist's (Curzon hat, als Wächter Indiens, oft darauf hingewiesen) nicht allzu weit. Vorsicht also sehr nöthig. Und für seinen islamischen Nimbus hat Britannien zunächst ja genug gethan.

Drei Monate ohne laute Rede und auffallenden Gestus: schon vermag Deutschland freier zu athmen. Wenn sich nur länger recht ruhig hält! Daß just vor Eduards Besuch in allen Winkeln von deutsch-französischen Verhandlungen gemunkelt wird, ist ein Bißchen beängstigend. Braucht bei uns Jemand Hirn für verblichenen Diplomatenruhm? So weit sind wir noch nicht wieder, daß wir uns den Luxus kostspieliger Versöhnungspolitik gestatten dürfen. Die will der Britenkönig; weil sie unsere Westflanke lähmen würde. Désintéressement von Marokko: dagegen wäre nicht viel zu sagen; Tristiges aber gegen ein künstlich beschleunigtes rapprochement (mit Bagdadbahngeld und „Konzessionen“ ähnlicher Sorte). Der französische Rentier hat eingesehen, daß den von ihm nach Osteuropa verliehenen Milliarden von der englischen Politik mehr Gefahr droht als von der deutschen. Diese Erkenntniß wird heilsam wirken. Nur nicht nachdrücken und die Hand dabei in die

Falle stoßen. Jeder franko-deutsche Vertrag brächte der Republik jetzt sichereren Gewinn als dem Kaiserreich; selbst der günstigste würde die Willensfreiheit mindern, die bald vielleicht unser wichtigstes Gut sein wird. Wir können warten. Geschütz, Gewehr, Schießbedarf: Alles in bester Ordnung. Je stiller wir sind, desto schneller kommts zwischen den heute noch zärtlich Gesellschaften zu unbequemer Friktion. Je klarer wir aussprechen, daß wir einem nothwendigen Krieg niemals ausweichen werden, desto sicherer ist uns der Friede. Eduard wird die stärksten seiner Künste anwenden. Ein Vereinsamter, hofft er, ist leicht zu willfähriger Liebe zu stimmen. Deutschland muß sehr höflich sein, sehr nüchtern bleiben und keinen Zweifel darüber lassen, daß es in dem Besuch weder ein Huldgeschenk noch das Symptom ersehnter Weltwende sieht.

Drinne.

Fürst Bülow will im Amt bleiben. Das beweist die Rede, die er am neunzehnten Januar im Landtag gehalten hat. (Schön und ganz würdig fand er sie selbst wohl nicht; vielleicht aber nöthig. Und auch dem Befehl der Römerpartei heiligt der Zweck die Mittel.) Ob er bleiben darf? Möglich; mit und ohne Block. Dieses Kunstgebild hält, bei schonender Behandlung, wohl noch ein Weilchen; was würde, wenns zerfiel, aus den freisinnigen Fraktionen, die so viel dafür thaten, daß ihnen zu thun fast nichts mehr übrig blieb? Und muß geschieden sein, so findet der Aalglatte einen anderen *modus vivendi*. Ein formeller Friedensschluß mit dem Centrum wäre sogar für ihn immerhin schwierig; leicht aber, die konservativen Katholiken für bestimmte Aufgaben an die alten Kartellparteien zu kitten. Die Reichsfinanzreform ist der Pivot, um den Alles schwenkt. Noch siehts aus, als müsse auch dieser dürftige Reformversuch scheitern; müsse, mit wechselnden Mehrheiten, jeder Vorschlag, der den Reichskassen Beträchtliches verheißt, abgelehnt werden. Noch aber liegt Alles im Nebel. Große Parteien glauben, der Kanzler sei nicht mehr Wilhelms Mann und werde nächsten nach Blottbeck oder Rom ziehen. Einzelne meinen gar, daß Begräbniß der Finanzreform werde am Hof gewünscht, weil es den Kanzler zum Rücktritt drängen, den Kaiser von lästiger Initiative entbürden und die Behauptung ermöglichen würde, Fürst Bülow sei freiwillig gegangen, nicht etwa an seiner Kritik kaiserlichen Handelns gestorben. Sobald man weiß, daß noch für eine lange Frist mit diesem Kanzler zu rechnen ist und er das Flaschenkind des Herr Syndow überleben würde, wirds am Horizont heller. Preußens Staatsminister, den Bundesrath und die Bundesfürsten hat der Listreiche in seinem Boot; ohne den Kaiser könnte es dennoch im Seegang kentern. Er braucht einen sichtbaren, unzweideutigen Beweis

kaiserlichen Vertrauens. Ob Wilhelm, selbst wenn er dem Novemberkrieger größte, jezt, wider den ausgesprochenen oder angedeuteten Wunsch sämmtlicher deutschen Fürsten, zu einem Kanzlerwechsel Lust hätte? Den Konservativen schillert der Mann, der, unter Wahrung aller ihm berechtigt scheinenden Interessen und mit sehr bedächtiger Schnelle, Preußen modernisiren möchte, allzu liberal und mächtige Klüngel sind ihm verfeindet. Thut nichts. Wenn er eine Allerhöchste Botschaft in den Reichstag bringen, sich im ungeschmälerten Besitz alter Huld zeigen und die zum Bundesrath Bevollmächtigten ins Feuer schicken kann, ist er wieder obenauf. „Kinder: Bülow sitzt mit beiden Beinen im Sattel und ist frischer als je. Ob Ihr die Nachlaßsteuer hinunterwürgt oder ausspeit, mit dem Centrum äugelt oder den Nationalliberalen Komplimente dreht: S. M. hält ihn; vielleicht noch sehr lange. Wollt Ihr ihn ärgern und mit Gewalt linkwärts stoßen? Wäret Ihr auch nur sicher, daß nach ihm ein Euch Angenehmerer käme? Der Marschall der Handelsverträge; der Junkerkritiker Holtz; Bedel mit der Langensalza-Medaille; der bürgerlich humane Bethmann mit dem Tröpfchen Semitenblut. Da habt Ihr ein paar Proben. Noch aber denkt der Chef gar nicht ans Gehen; wird auch nicht weggejagt. Seid also friedlich und laßt den Bahn fahren, der Sturm Lauf gegen S. D. mache bei S. M. beliebt.“ Wenn Herr von Loebe so reden dürfte, wäre das Spiel halb schon gewonnen. Die Liberalen kann man jeden Morgen ja mit dem Hinweis auf die Centrumspräsenz ängstigen. So leben wir; noch immer. Auf die Hofgeltung und Haltbarkeit, nicht auf die Politik des Kanzlers kommt es an; ein gunstloser Bismarck wäre noch heute übler dran als ein Chlodwig im Sonnenschein. Kein großes Thema also; eine Personalfrage nur, deren Beantwortung der Kaiser, im Reichsinteresse, kaum noch lange aufschieben kann. Für alles Uebrige laßt getrost dann den neuen Zweibund Bülow-Rheinbaben sorgen.

Totenleuchten.

„Dem Dichter der ‚Kinderthränen‘ ist das Theater längst zum Kinderreich geworden und man darf, ohne ihn zu kränken, sagen, daß er an der Gnadenpforte nicht mehr viel Gepäck zurückzulassen braucht. Ihm ist die Weltgeschichte ein Bilderbuch, in dem er gern blättert, aus dem er für artige und unartige Kinder gern lehrreiche Mären auf die Bühne holt. Er hat ein Pädagogenziel vor Augen, das allerlöblichste: er will in seinen Mitbürgern das Gefühl für das Vaterland, den Stolz auf das Vaterland stärken. Und er hat einen aus festen Wurzeln aufgeschossenen Glauben, den allertröstlichsten: der protestantische Deutsche, der ritterlich mit dem Schwert umzugehen weiß, ein frommes Lied in der Kehle trägt und ein keusches Jungfräulein ans biedere

Herz drückt, ist ihm die Krone der Schöpfung, das dem Telos nächste Wesen. Der Enkel eines verwegenen Preußenprinzen steht, wie laut ringsum auch der Sturm brausen mag, unerschüttert im Alten, Ererbten. Ihn plagen weder Skrupel noch Zweifel. Patriotismus ist ihm Gottesdienst. Ein Fürst ist ihm heilig; aber nur, wenn es ein deutscher Fürst, ein protestantischer Fürst ist. Sonst soll ihn der Teufel holen. Seine Weltanschauung ist von durchsichtiger Klarheit. Ein Gott, der gern mit den stärksten Bataillonen ist, regirt die Welt und überträgt mitunter einen Theil seiner Regierungsforgen dem jeweilig Gewaltigsten. Dem sollen die Anderen gehorchen, stramm und forsch, ehrfürchtig und doch kreuzfidel, und seine Feinde, die gewöhnlich Weltsche und niederträchtige Katholiken sind, mit deutschen Hieben in die Pfanne hauen. Irrthümer der Vorsehung sind ausgeschlossen. Der Böse bekommt immer seinen Lohn; der Gute manchmal erst im Jenseits. Und was gut, was böse ist, steht in der Bibel und im Katechismus. Ein solches glaubender Mann ist ein Schatz für sein Volk; ein noch kostbarer für seinen König. Das empfand Wilhelm der Zweite, als er zu dem Züchtiger Dietrichs Quibow sagte: „Sie erleichtern mir mein Amt.“ Und einem solchen Manne kann, wenn er Temperament hat und das Bühnenhandwerk leidlich kennt, bei der Masse seiner Landsleute der Erfolg niemals fehlen. Er giebt Weltgeschichte für die reifere Jugend; giebt Stücke, wie das Theater sie braucht. Ein Vergnügen ist's, in gelassener Ruhe mitanzusehen, wie Herr von Wildenbruch seinen Stoff zu einem Knäuel zusammenballt und ihn dann, bei Donner und Blitz oder bei Orgelton und Glockenklang, plötzlich von eines Gewaltigen Hand wieder entwickeln läßt. Alle Kindheitsgefühle, Glaube, Furcht und Haß, werden aufgeschmeichelt oder aufgepeitscht und der hemmunglose Hörer geräth schließlich in einen Zustand irrer Begeisterung, der ihn für alle Gräuel (des Historiographen, Dichters, Technikers) blind und taub macht“. Das waren die letzten Sätze, die ich hier über den Dramatiker Ernst von Wildenbruch sprach. Ungefähr so wurde er damals von allen halbwegs Kultivirten beurtheilt. Seitdem hat er irgendwie Beträchtliches nicht mehr geschaffen. Sein schlechtestes Theaterstück, „Die Rabensteinerin“, trug ihm den größten Erfolg ein; welchen Kalibers es ist, mag die Thatsache lehren, daß die Hofspielhausleiter es von der Schwelle weisen wollten, weiß zu arg an Hinkos Freiknechtsgraus und an ähnliche Theaterhenkelei erinnere. Kein Ernsthafter hat diese Leistung auch nur mit Erbarmen gelobt. An Wildenbruchs Bahre ward nun geredet, als sei ein mächtiger Dichtergeist entleibt. Muß Pietät lügen lehren? Wildenbruch ist nicht unsterblich, sein Werk nicht unvergänglich; des Dramatikers nicht noch gar des Lyrikers. Zwei, drei kräftig rührende Erzählungen, eben so viele schnurrige Berlinerbilder: Besseres lieb

er uns nicht. Keine Gestalt, keinen Gedanken, nicht einmal ein Wort, denen die Zeit nichts anzuhaben vermöchte. Auf die längste Lebensdauer darf sein letzter gereimter Wagnerruf rechnen: das Nügededicht, das unter dem Titel „Deutsches Neujahr 1909“ (im Verlag von Grote) erschien und aus dem ich neulich ein paar Reihen anführte; hier ist's mit den Hüllen und dem Behang:

Eine Stunde, unsres Lebens schlimme Stunde
 Seht mit Dir zu Grabe, altes Jahr.
 Aber wann verheilt in uns die böse Wunde,
 Die Du uns geschlagen? Nimmerdar!

Nein, sie soll auch nicht verheilen und vernarben!
 Wie uns Schmutz befudelt, wie in Schmach
 Bettelnd wir um Feindes Freundschaft warben,
 Ewig geh' uns die Erinnerung nach!

Nicht mit schalem Troste hergebrachter Lügen,
 Der das neue Jahr als Retter preist.
 „Nun' die Äquim'ne' ästgen' uho' von' Äquim'ne' z' tragen,
 Der die Seele brennend uns zerreißt.

Nicht vom Himmel Gott, von nirgendwo auf Erden
 Tritt ein Einziger noch für uns ein;
 Wenn wir selbst nicht neue Menschen werden,
 Wird dies neue Jahr uns furchtbar sein.

Denn dies neue Jahr hat kalte, harte Augen,
 Hart wie Schicksal; und das Schicksal spricht:
 „Leben Denen, die zum starken Leben taugen,
 Für den Schwächling wächst das Leben nicht.“

Sind wir stark noch? Haben wir in unsern Gliedern
 Mark und Stahl? In unsern Seelen Gluth?
 Nein, beim Taumelklang von defadenten Liedern
 Ging zu Elend unser deutsches Blut.

Gut vergendend, das die Väter uns erkämpften,
 Träumten wir von eigner Tüchtigkeit;
 Des Gewissens dumpfe Mahnerstimme dämpften
 Wir mit Pracht und Prunk und Eitelkeit.

Also lebten wir weichlebig unsre Tage
 Sorglos, ewig guter Zeit gewiß,
 Bis daß plötzlich uns mit fürchterlichem Schläge
 Vor den Augen das Gespinnst zerriß.

Heut, von zwanzig Jahre langem Traum erwachend,
 Blicken wir wie Bettler in die Welt:
 „Nirgends Fremde?“ Und von allen Enden lachend
 Kommt der Haß, der uns die Antwort stellt.

Deutschland, Deutschland, rings Gefahr und Angst und Schrecken:
Um Dich her! Die Schicksalsvögel schrein!
Wenn die Raben Dich vom Schlaf erwecken,
Soll das Unheil mir gesegnet sein.

Denn ein Riese bist Du, doch ein schüchtern blinder,
Der nichts weiß von seines Nackens Kraft,
Darum führt man Wort für Dich, sowie man Kinder
Heberhebt der eignen Rechenschaft.

Nimm in eigne Hände Deine Sache!
Sprich Du selber für Dein eignes Herz!
Deutsche Seele, Du gefügig-weiße, schwache,
Einst vor Zeiten warst Du Stahl und Erz.

Damals, als Er in den Sattel Dich gehoben,
Damals auch hat Dich Gefahr umgrollt,
Doch die Schrecken sind an Deiner Stirn zerstoßen,
Weil Du, Deutschland, selber Dich gewollt.

Werde wieder, was an Deinem großen Tage
Du gewesen; zu Dir selbst wach' auf!
Kern verachten! Buhl' um Gunst nicht! Haß ertrage!
Schreib' Dir selbst Gesetz und Lebenslauf!

Kerne zürnen! Mit des heiligen Hornes Mächten
Sein die Zwischenträger fortgesetzt,
Die zum Thron hinauf zu sagen sich erschrechten:
„Dieses Sklavenvolk, es schweigt und trägt.“

Sei verflucht, wer, selbst zum Knecht geboren,
Deutsche Treue also schlecht versteht!
Sei gesegnet, wer von Neujahrs dunklen Choren
Freudigen Willens in die Zukunft geht,

Eignen Augs zu sehn, der Stimme selbst zu lauschen,
Die aus seines Volkes Seele dringt,
Und, sich selbst ergebend, Höchstes einzutauschen:
Liebe, die ein freies Volk ihm bringt.

Kein gutes Gedicht; doch ein Nothschrei, der sich ins Gedächtniß krallt.
Der Enkel des Preußenprinzen Louis Ferdinand, der Hofpoet, der wissen
mußte, daß er auf berliner Boden nur im Gehege der königlichen Schauspiele
noch siegen konnte, rief in so schrillen Lauten zur Wehr; sprach so harte Worte
über den zwanzigjährigen Traum prunkender Eitelkeit; mahnte mit Ruthen-
streichen das Volk, die Vormundschaft abzuschütteln und selbst sich fortan durchs
Dickicht den Weg zu bahnen. Ein herzkrankter, fast tauber Mann. Diese tap-
fere That wird bleiben und, als die Frucht einer Schicksalsstunde, spät noch
erwähnt werden. Den Dramen, Sängen, Romanen ist früher Tod gewiß;

und wenn in zehn Jahren eins der Panzerstücke hastig über die Bretter stampft, wird man, mit staunendem Lächeln, fragen: Das rühmet Ihr uns? Soließe Ihr Euch Karlinge und Hohenzollern, Gregor und Erasmus so entstellen? Einen, der (am Liebsten vor dem bewundernden Auge der ganzen Landmannschaft) nach Wahrhaftigkeit gestrebt hat, soll man nicht mit Heuchellüge bedienen. Ernst von Wildenbruch hat keinen lebensfähigen Menschen ins Pötenreich gezeugt, in der Größe nie das Menschlichste gefunden noch im Menschlichsten je nur die Größe, die uns groß dünkt, gesucht. Ein eisernder Magister ist uns gestorben, nicht ein Dichter, der den Germanenhort gemehrt hat.

Wie ein Magister, ein von großstädtischer Außenkultur nie belebter Pennälertyrann sah der Herr Geheimrath aus. Schlecht angezogen; unbehilflich und links bis ins Groteske; hinter scharfen Gläsern der Blick eines Examinators. Birgt der Schlottetrock nicht den Vafel? Da schwingt ihn der Arm schon, der eben noch in kurzen Stößen am Rumpf hingependelte. Ibsen bekommt seine Tracht und wird von dem Herrn Rektor weit hinter Björnson gesetzt (als Selbstanzeige kritischen Vermögens genügt solche Rangordnung). Wollt Ihr Schlingel mal flink Optimisten werden! Prasseln die Hiebe. „Das heilige Lachen“, „Der Generalfeldoberst“, „Willehalm“: wer sich stolz zu solcher Brut bekannte, hat sich selbst die Pforte zum Pantheon deutscher Dichtung gesperrt. Auf dem Schaugerüst mag er noch ein Weilchen thronen. Und, als der Prototypus des Neupreuzenthums, länger in der Erinnerung der Volksgenossen fortleben. Altpreußisch war Wildenbruch nicht; trotz der Abkunft und dem fünfundvierziger Jahrgang. Wilhelminisch vor Wilhelm (deshalb auch so recht weder des alten Kaisers noch Bismarcks Mann). Hallende Reden, ausholende Gesten, bunte Bilder mit einem von Gottes Gnade Geweihten als Mittelpunkt. Ein Kurfürst bändigt rebellische Junker; jagt einen frechen Minister weg; verheißt dem Volk den Himmel auf Erden. Ein Schauspiel nur. Die Kinder sehens gern und alten Knaben leuchtet vor dem Spektakel das Auge. Das ist Wildenbruchs Gemeinde. Der nürnberg'sche Burggraf scheint schon zu wittern, was einst, post multa saecula, in der versauften Spiegelgalerie geschehen wird. Schwarzenberg's neuer Herr hat Sybels Buch über die Reichsgründung und Wilhelms Brandenburgerreden gelesen. Hildebrand ahnt, da er den kleinen Heinrich zum ersten Mal sieht, daß er als Papst mit dem Erwachsenen raufen wird. Und dieser Heinrich geht nach Canossa, weil die Seinen eine lichtlose Weihnacht veräußerten. Das ist Wildenbruchs Historie. Der Menonit ruft, als er hört, daß der Freiheitbringer Schill heißt: „Welch kleiner Name für so großen Mann!“ Ein Wiß? Harold stöhnt beim Abschied von der Liebsten: „Dies Schmerzenswort Ade wird süß mir klingen, weil halb

es Deinen Namen wiederholt; und so: Ade, Adele!“ Ein Wig? (Wildenbruch schrieb Theaterverse, aber eine gute, kräftige Prosa.) Da es meist in tausendem Galop ging, das Auge stets was zur Weide hatte und der rechte „Schmiß“ nie fehlte, merkte man kaum, wie die Leute da oben redeten... Von all dem Schall ist kein Wort im Bewußtsein geblieben; nur der Nachhall fröhlicher Haß. Das ist Wildenbruchs Erfolg. Dessen Zeit konnte erst nach 1888 kommen. Half er nicht selbst die Nation in den gefährlichen Traum lullen? Einerlei. Er war der redlichste, liebenswürdigste Repräsentant einer unfruchtbaren Zeit.

Wie Constant Coquelin, der auch im Januar starb. Eines Bäckers Sohn, der aus Boulogne ins pariser Konservatorium lief und den berühmten Regnier, der ihn prüfen sollte, mit Spagendreistigkeit anpöf: „Verbürgen Sie mir eine Laufbahn, die zu den höchsten Gipfeln führt; sonst lehre ich lieber gleich an den Backtrog zurück.“ Nach sechs Monaten darf der häßliche Dreikäsehoch mit der Affennase und den Säbelbeinen im Haus Molières die Bretter betreten. Der Dreiundzwanzigjährige wird Sozietär und der Liebling der Abonnenten. Coquelin spielt in Coquelins Komödien die Clowns; wie sie nie vorher noch nachher je wieder gespielt worden sind. Der Rhythmus der Kerlchens lockt die Leute ins alte Haus; wenn der neue Komiker den Mascaille, Thomas Diafoirus oder das Faktotum im Brogenheim mimt, ist kein Platz leer. Das Fach wird ihm bald zu eng. Er will Zigaro sein, versucht's, wird von der Brohan bei offener Szene ein Trübsalbläser gescholten, vom Publikum kühl behandelt, muß die Glanzrolle abgeben; setzt sich dann aber auf die Hofen und ruht nicht, bis er alle Humore des sevillaner Schaumschlägers am Schnürchen hat. Nun wird's ein Triumph. So diskret und verschlagen, so geschmeidig und stark, so komisch und ernsten Empfindens so voll war Zigaro nie. Kaum ein lautes Wort, kein Dialogpipchen in die Höhe getrieben, nur in dem Monolog zweimal ein gellender Ton; aber eine ganze Schaar von Sturmvögeln schwirrt um den Zwergenschädel. Trissotin, Don Cesar, Gringoire: schon überstrahlt der Neue die Alten. Als Herzog von Septmonts (in der *Etrangère* des zweiten Dumas) zeigt er, daß er auch Haltung hat. Leicht ist's nicht, dem Faubourg Saint-Germain sich als Herzog vorzustellen; besonders schwer Einem, der zwischen der Bernhardt und der Croizette, neben Mounet-Sully und Got steht und weder die Figur noch den Kredit für solche Rolle hat. Coquelin macht's; ist zum Entzücken unverkämmt, kalt wie ein Hundsschnäuzchen, von fast possitlicher Niedertracht und dabei von nobelster Fassade; der vibration in der Hülle des Klubherrn feinsten Sorte. Coquelin macht Alles; Paillerons Unterpräfekten so glaubhaft wie den greisen Grenadier des großen Kaisers. Ist heute ein pudiger Lölpel und morgen ein Held, um den Thränen fließen. Mit der Regen-

rase, den krummen Beinen unter dem feisten Gnomenrumpf und der näselnden Stimme, die sich erst klärt, wenn sie schmettern darf. Dann ist eine Signaltrompete. Das graue Auge kann schalkhaft blinzeln und blöd glohen, weinen und Funken sprühen. Die breiten Lippen scheinen Tanzplätze für Kobolde und um die Mundwinkel zuckt es, als hätte sie eben ein Schelmstreich getroffen. Das Gesicht spiegelt jeden Hirnvorgang, die Zunge läuft, wenns sein muß, wie ein Wiesel und zerquetscht keinen Beilaut und der Leib bedient prompt die Mimenabsicht. Ein Meister. Der nie strauchelt noch einen zu hoch hängenden Kranz haschen will. Die Kunst der Rede beherrsicht er wie selbst im Rednerland kein Anderer. Sein Cyrano wirkte fast nur durch das Wort; hätte kaum weniger gewirkt, wenn er im Frack, nicht im Bams auf die Bühne gekommen wäre.

Auch Einer, den Pädagogeneifer ins Weite trieb. Er wollte dem Schauspieler einen Gesellschaftsrang und das Recht auf die Ehrenlegion erstreiten und die Heimatherde von Unkraut säubern. Weil Einer aufs Stichwort schluchzt oder geprügelt wird, darf er das rothe Band nicht ins Knopfloch schlingen? Unsinn; schon Diderot hat gesagt, der Schauspieler müsse in allen Wirbelwinden ruhig bleiben und seine Kunst darin zeigen, daß er rührt und erregt, ohne selbst gerührt und erregt zu sein. Zwischen Scheitel und Sohle ist unser Werkzeug und Material; untrennbar von unserem Schöpferwillen. Doch wir schalten eben so frei damit wie irgendein Maler, Steinbildner, Wortfüger. Wenn wir echte Affekte, nicht kunstvoll vorgetäuschte, zur Schau stellten, wärs Prostitution des Empfindens und Ihr hättet Grund, uns die Bürgerehre zuweigern. Daß war der Kampf um die Klassirung. Höher noch schwoll dem grand Coq der Kamm, wenns um das Vaterland ging. Gambetta, Waldeck-Rousseau, Guido Henckel waren ihm befreundet. Mac Mahons Staatsstreich hat er (mit den Worten eines Anderen freilich, dem esprit d'autrui, von dem Histrion sich nährt) in Almagro's Garten vor den verblüfften Pariserern gezeihelt. Das Parlament stand ihm offen; er konnte die Reden gegen die Jakobiner im Palais Bourbon halten, blieb aber in Sardous Thernidorstück, weil die Akustik der Comédie ihn sicherer dünkte. Immerhin: der Diktator von Tours hat mit ihm über die Revanche, Waldeck über Dreyfus und den Kirchenkrieg, Henckel über Marokko und der Deutsche Kaiser über die franko-deutsche Versöhnung gesprochen. Ein Gallier; wie er im Buch der Geschichte steht; ein Bißchen aus Laradcon; und von Beruf Komödiant. . . Zwei repräsentative Männer sind gestorben. Schade, daß der Preuße sein Handwerk nicht so bis ins Kleinste kannte und meisterte wie der Franzos. Doch solche Meisterschaft, die brauchbare Theaterwaare liefern konnte, hätte uns um den rauschfrohen Magister gebracht.

Staatsnothwendigkeiten.

Erst konnte man es täglich hören und in allen Zeitungen wars zu lesen (denn wie man in den officiösen Blätterwald hineinruft, so schallt es daraus zurück): Ohne Reichsfinanzreform geht es nicht und mit weniger als fünfhundert Millionen läßt sich nichts machen. Man hatte das Spektakel trefflich arrangirt; der Erfolg schien sicher. Die Illusion war hervorgezaubert worden, die Reichsfinanzreform sei für das deutsche Volk eine jener Staatsnothwendigkeiten, die man von einer höheren Warte als von der Sinne der Partei betrachten müsse. Inzwischen jedoch gab es gründliche Entzauberung. Man muß wieder von vorn beginnen; aber man wird nicht ganz so leicht haben wie ehemals. Und wenn abermals versucht werden sollte, die Finanzreformbulle mit der von den Vätern der Finanzwissenschaft ererbten Spruchweisheit beginnen zu lassen: Was der Staat braucht, muß er haben, dann wird sich zeigen, daß die Zahl Derer, die an dieses Dogma glauben, sehr zusammengeschrunpft ist. Denn es giebt heute schon Viele, die zuerst die Vorfrage beantwortet haben möchten: Wer hat zu entscheiden, was der Staat braucht?

Ist die Lächerlichkeit oder die Gefährlichkeit einer Lehre größer, die mit Hilfe einer romantischen Staatsidee die Finanzgebarung des modernen Verfassungstaates bestimmen zu können glaubt? Staatslehre und Finanzwissenschaft haben in gemeinsamer Bemühung die Zaubersformel gefunden, durch welche die Volkswirtschaft gezwungen wird, im Interesse des Staatsbedarfes immer wieder die Rolle des „Eselein stred' Dich!“ zu spielen. Und was sie sagen, klingt sehr überzeugend: Jeder Staat hat ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen, und was hierzu an Kosten nothwendig ist, Das muß in irgendeiner Weise ausgebracht werden. Folglich gilt für den Staat nicht das wirtschaftliche Grundgesetz jedes privaten Haushaltes, daß sich die Ausgaben nach den Einnahmen zu richten haben. Für den Staat soll vielmehr das Umgekehrte richtig sein: Die Einnahmen haben sich nach den Ausgaben richten. Aus dem Deutschen ins Wissenschaftliche übersetzt, heißt Das: Jede Finanzpolitik muß vor Allem das Prinzip der Ausreichendheit berücksichtigen.

Aber oft genug kommt man von den richtigsten Voraussetzungen zu den falschesten Schlüssen. Freilich kann man mit Treitschke sagen: Vom Staatshaushalt gilt nicht der Satz, daß er sich nach der Deke zu strecken habe. Doch genau das Selbe darf man von jedem einzelnen Individuum als wirtschaftendem Subjekt behaupten, so lange ihm nicht die Daseinsberechtigung abgestritten wird. Wenn Jemand auf ökonomischem Gebiete so wenig Erfolg hat, daß er dem Verhungern nah ist, dann nimmt er sich Das, was er zum Leben braucht. Mundraub wird nicht bestraft. Nur unter der nicht ausgesprochenen, aber selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Staat nicht mehr verlangt, als seines Le-

bens Nothdurft heißt, mag er sich erlauben, nach dem Grundsatz zu wirthschaften: Die Einnahmen müssen sich nach den Ausgaben richten. Um auch Dies wieder aus dem Deutschen ins Wissenschaftliche zu übersetzen: Das Prinzip der Ausreichendheit ist als ein für die Deckung des Staatsbedarfes maßgebendes nur dann anzusehen, wenn das Prinzip der Beschränkung auf das Unentbehrlichste die Bedürfnisse des Staates diszipliniert. Die Staatswirthschaft hat also nichts vor der Privatwirthschaft voraus.

Die Regierung, die man in Deutschland noch immer sehr gern als die einzige staatliche Wirklichkeit ansieht, und das Volk bilden (Bismarck hat's oft genug betont) einen zu identischer Einheit unlösbar verbundenen Organismus. Die Möglichkeit eines inneren Gegensatzes zwischen Regierunginteressen und Volksinteressen, Regierungsrechten und Volksrechten scheint ihm daher völlig undenkbar. Was folgt aus dieser Auffassung für die Beurtheilung Dessen, was als „Staatsnothwendigkeit“ zu gelten hat? Die Entscheidung darüber muß bei einem mündig gewordenen Volke in den Händen seiner legitimen Vertretung liegen. Mchten in Zeiten eines unaufgeklärten oder aufgeklärten Absolutismus landesvterliche Regierungen das gute Recht haben, über die Anlage des Volksvermögens in politischen Werthen so wie ein Vormund zu verfügen, der sein Mündel auch nicht erst um Erlaubniß zu fragen braucht: heute hat die Nation das eben so gute Recht, ihre politischen Geschäfte, die ja nicht zum Geringsten wirtschaftliche sind, unter eigener Verantwortung zu besorgen.

Ist es nicht erstaunlich, daß so alte Rathen hter aus den Gewölben, in denen Staatstheoretisches zu haben ist, der Forderung des Tages genügen? Man sollte wirklich bei uns von Staats- und Gelehrtenfachen nicht in einem Athemzuge sprechen. Mögen wir als Volk der Denker in der Welt vornan sein: in Staatsfachen scheinen die unpolitischen Deutschen leider ewige A.B.C. Schüler zu bleiben. Denn nicht um Gut oder Schlecht, sondern um Logik oder Unlogik handelt es sich. Der Widersinn einer Geschftsgefhrung, in der die eigentliche Politik nur nach den sorgsam gehüteten Rezepten einiger „Wissen-der“ bereitet wird, während der Gesamtheit nichts Anderes übrig bleibt, als entweder die Mittel für die sehr kostbaren Ingredienzien dieser Politik zu bewilligen oder durch Nichtbewilligung überhaupt jede aktive Politik unmöglich zu machen, ist offenkundig. Thut man einen Schuß Friivolitt in den Ernst dieser Ausführungen, so lässt sich vielleicht sagen, dem Recht der Volksvertretung, durch Sperrung von Geldern ein Veto gegen Dummheiten einzulegen, müsste ein Recht entsprechen, selbst Dummheiten zu machen. Als „Staatsnothwendigkeit“ kann unserem Empfinden nach nur Das anerkannt werden, was der Gesamtheit einer Nation als solche erscheint. Und man hat dabei nicht zu fragen, ob sie klug oder thöricht urtheilt; denn genau so wenig, wie sich ein erwachsener Mensch vorschreiben lässt, was für ihn Wichtigkeiten sein sollen

und was nicht, genau so wenig giebt es innerhalb eines erwachsenen Volkes Instanzen, die hierüber ausschließlich zu befinden haben.

Daß über die Ueberflüssigkeit dieser staats-theoretischen Betrachtungen der Realpolitiker von heute (ein unsympathischer Typus) nicht die Nase zu rümpfen braucht, zeigt sich, sobald ihre finanzpolitische Bedeutung zur Erörterung kommt. Bismarck sagte einst im Reichstag: „Das Geld bleibt für alle Verhältnisse, die nicht der staatlichen Gesamtheit zu ihrer Pflege nothwendig bedürfen, besser in den Taschen der Steuerpflichtigen; wenn die Regierung in der Lage ist, es irgendwie dort zu lassen, so findet es dort die fruchtbarste Verwendung.“ Nach diesem Grundsatz haben wir heute zu fragen: Liegen Verhältnisse vor, die der staatlichen Gesamtheit zu ihrer Pflege so nothwendig bedürfen, daß es ohne fünfhundert Millionen neuer Steuern nicht geht? Das Reichschatzamt kommt uns mit zwei Antworten. Die eine bejahend in der Form des großen Ehrenworts: Wahrhaftig, es geht nicht anders; die zweite in der Form des sittlichen Imperativs: Du sollst, denn Du kannst.

Da das bisher Gesagte nur beweisen soll, daß keine Regierung das Recht besitz, von einem reifen Volk die Bewilligung großer materieller Opfer nach solcher cavaliermässigen Methode zu fordern, so versteht sich von selbst, daß meiner Meinung nach die bloße Versicherung der Regierung, die fünfhundert Millionen seien unbedingt nothwendig (wobei ihr guter Glaube nicht angezweifelt werden soll), natürlich noch keineswegs genügt, um diese Nothwendigkeit zu begründen. Denn es giebt Deutsche, die auch Etwas von Politik verstehen und der Ansicht sind, die Politik, für deren Durchführung man die Millionen verlangt, sei eine völlig verfehlte. Wenn wir uns, zum Beispiel, über das Maß unserer Rüstungen zu Wasser mit England verständigten, dann wäre mit einem Mal ein gut Theil der halben Milliarde nicht mehr unbedingt nöthig. Wir wollen nicht vergessen, daß von den rund 2800 Millionen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des deutschen Staatshaushaltes Heer und Flotte allein etwa 1200 Millionen erfordern und daß uns, auch wenn wir eine Marinavorlage nach der anderen annehmen, England doch immer zur See „über“ bleiben wird.

Der sittliche Imperativ des Reichschatzamtes aber, der mit seinem „Du sollst, denn Du kannst“ das deutsche Volk zur freudigen Hergabe einer halben Milliarde bewegen möchte, beruht auf falschen Voraussetzungen. Der mit einem Aufwand von viel Fleiß und Scharfsinn gemachte Versuch, uns davon zu überzeugen, daß das deutsche Volk dem Reich nicht nur zu wenig an Steuern giebt, sondern auch mehr als genug zum Leben hat, ist mißglückt. Die Hypothese, nach der Deutschland im Vergleich mit England und Frankreich als steuerliches Dorado zu gelten hat, läßt sich nicht aufrechterhalten. Zahns Tendenzstatistik, „Die Finanzen der Großmächte“, ist von der Kritik des leipziger Nationalökonomen Plenge vernichtet worden und eine sich gegen Plenge richten: c

Untersuchung Ballod's (bei Conrad) bemüht sich zwar, zwischen dem Optimismus Zahns und dem Pessimismus Mlenges die berühmte goldene Mitte zu finden, aber es gelingt ihr nicht. Denn Einiges steht in Bezug auf die finanzielle Belastung des deutschen Volkes fest und muß auch von Denen zugegeben werden, die der Ansicht sind, daß der deutsche Steuerstock ein höchst bequemes Kleidungsstück sei. Die Steuervertheilung ist in Deutschland eine höchst ungünstige. In keinem der größeren Kulturländer giebt es eine so schwere Besteuerung durch die Zölle auf Nahrungsmittel und andere Verbrauchsartikel wie bei uns. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Vertheilung durch die geplante Reform noch ungünstiger zu werden droht. Das behauptet ein Freund der Finanzreform, Professor Conrad in Halle. Die selbe Meinung vertritt Adolf Wagner, der doch gewiß ein unermüdlicher Bekämpfer der Reichsfinanznoth ist. Auch er findet, daß die große Volksmasse durch die indirekte Besteuerung für Reichs- und Staatszwecke schwerer belastet wird als die oberen Schichten durch die vermehrten direkten Steuern in Staat und Gemeinden. Das wird, wie er meint, nach der geplanten Entwicklung der indirekten Steuern noch fühlbarer werden. Kein Wunder, daß auch Ballod, trotzdem er eigentlich den Mlenge demoliren will, die „Rißlichkeit“ einer Erhöhung der Belastung zugeben muß. Die exakt Bestimmten sollten es daher dankbar anerkennen, daß Mlenge uns ein klares Bild von dem „Steuerdruckverhältniß“, also von dem Verhältniß der direkten zu den indirekten Steuern, und von dem Wachsen der durchschnittlichen Steuerleistungen schafft. Mag mit Recht an diesen Zahlen Manches auszusetzen sein: daß sie den deutschen Steuerzahler als den unsanfter als der englische und französische angefaßten erkennen lassen, ist unbestreitbar. Doch Relativzahlen haben nicht immer entscheidenden Werth (ich führe sie deshalb hier gar nicht an) und die absoluten Zahlen sind die stärksten Trümpfe in der Hand Jener, die die Steuerkraft des Volkes nirgends für so geschont wähen wie in Deutschland. Aber auch diese Trümpfe können gestochen werden, selbst wenn man mit den vielleicht „gezinkten“ Karten zu spielen hat, die eine wohlthätige Behörde zur Verfügung stellt.

Nach dem im Reichsschatzamt zusammengestellten Denkschriftenband kamen 1907 an Reichsteuern 19,28, an bundesstaatlichen 12,42, zusammen also 31,70 Mark auf den Kopf der Bevölkerung; in Frankreich und England dagegen 65,25 und 60,63 Mark. Da Jeder, der auch nur eine Ahnung von der Gliederung der Staatseinnahmen hat, weiß, daß die Finanzen in Deutschland zum Unterschied von allen anderen Staaten auf Erwerbseinkünften beruhen (die Erwerbsanstalten bringen bei uns etwa 53 Prozent des gesamten Staatsbedarfes auf, während in Frankreich und in Großbritannien nur 10 und 13 Prozent aus Staatsbesitz und Staatsbetrieb fließen), so drängt sich die Frage auf: Welche steuerliche Bedeutung kommt den Reinüberschußerträgen.

aus den staatlichen Betrieben zu? Menge ist mit vollem Recht der Ansicht, man müsse diese Betriebe, also namentlich die der Eisenbahnen, zu den Steuern rechnen. Und unter dieser Voraussetzung und mit den Ziffern Jahns findet Menge, daß die Belastung auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 50,95, in England 62,92, in Frankreich 64,71 Mark beträgt. Für 1878 lauten die entsprechenden Zahlen: 23,86, 45,58, 53,98 Mark. Wenn Deutschland also, wie es nach diesen rohen arithmetischen Kopfszahlen den Anschein hat, in Bezug auf die steuerliche Gesamtleistung heute immerhin noch etwas besser dran ist als Frankreich und England, so hat es doch seit 1878 wirklich alles Menschenmögliche gethan, um auch als höchstbesteuertes Land recht bald in der Welt vornan zu sein. Von diesem Ziel ist es in der That weniger weit entfernt, als man nach den eben angeführten Zahlen glauben möchte. Wenn nämlich die wirkliche Steuerbelastung des Einzelnen gezeigt werden soll, so darf natürlich nur die erwerbsfähige Bevölkerung berücksichtigt werden; und diese liefert in Deutschland, wegen der starken Besetzung der jüngeren Altersklassen, einen erheblich geringeren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung als in Frankreich und auch in England. Deshalb ist auch die durchschnittliche steuerliche Belastung des erwerbsfähigen Deutschen noch stärker.

Diese Ansichten (namentlich so weit sie den steuerlichen Charakter der Reinüberschüsse aus Staatsbetrieben betonen) werden zwar, wie Ballod behauptet, von keinem namhaften Finanzpolitiker getheilt; brauchen darum aber noch nicht falsch zu sein. Der Einwand, auch die Reinerträge der Privatbahnen seien, wie die der Staatsbahnen, als eine Belastung der Bevölkerung anzusehen, hat keinen Sinn. Konsequenter Weise dürfte man dann auch die Tabak- und Branntweinmonopole nicht zu den Steuern rechnen; denn da, wo es solche Monopole nicht giebt, belastet der Reinertrag aus der Fabrication von Tabak und Branntwein und aus dem Handel damit doch die Bevölkerung nicht minder. Alles wird ja schließlich aus der selben Quelle, der nationalen Volkswirtschaft, geschöpft.

Bei seiner Steuerleistung an den Staat ist der Deutsche also nicht besser dran als der Engländer oder der Franzose. In Bezug auf die lokalen Steuern glaubt man ihn, wenigstens im Vergleich zum Engländer, sehr viel günstiger gestellt. Das Reichsschatzamt berechnet folgende Kopfsquoten: 16,42 Mark für Deutschland; 17,52 Mark für Frankreich und 33,84 Mark für England. Wahrscheinlich werden wir uns jedoch dieser Minderbelastung nicht lange zu erfreuen haben. Wenn nicht Alles trügt, werden gerade die Ansprüche der Gemeinden, die für uns erst in neuester Zeit eine so wesentliche Bedeutung gewonnen haben, in den nächsten Jahrzehnten noch viel größer werden, meint Conrad (im Novemberheft seiner Jahrbücher).

Du sollst, denn Du kannst! Daß die halbe Milliarde leicht aufgebracht

werden könne, weil wir zu geringe Steuern zahlen, scheint danach nicht richtig zu sein. Darf eine solche Summe der deutschen Volkswirtschaft vielleicht deshalb alljährlich entzogen werden, weil wir im goldenen Ueberfluß leben? Das Märchen vom „reichen“ Reich wird ja auch von großen Kindern noch geglaubt; doch allzu viel ist daran nicht wahr. Sehen wir ganz von auffallenden Schwankungen in den Schätzungen des deutschen Nationalwohlstandes ab (nach den niedrigsten wird es zu 200, nach den höchsten zu 314 Milliarden angenommen, wobei große Aktiopoſten gar nicht oder nur zum Theil aufgezählt ſind), ſo genügt doch ſchon ein Blick auf die einzelnen Feſtandtheile, aus denen ſich dieſe Geſamtwerthzahlen zuſammenſetzen, um vor Schläſſen auf die Steuerkraft des deutſchen Volkes zu warnen. Mit den ſelben Ziffern läßt ſich Entgegengeſetztes beweifen. Gladſtone ſagte, die Ergebniffe der Income-Tax hätten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer geworden ſeien. Julius Wolf dagegen will aus den ſelben Ergebniffen beweifen, daß ſich das allgemeine Niveau gehoben habe. Einer von Beiden kann freilich geirrt haben. Nicht aber hat ein zu früh verſorbener Gelehrter, der kluge Schnapper-Mindt, geirrt, als er ſchrieb: „Wenn man das deutſche Volksoermögen aufſummirt, ſo fällt die ungeheure Vermehrung des ſtädtiſchen Bodenerwerthes mit einem ungeheuren Plus an Geldwerth in die Waagschale, eben ſo wie bei einer Abdirung der Einkommen die Miethen. Aber ganz genau um eben ſo viel iſt die Kaufkraft des Vermögens der Nichtbodenbeſitzer, in Bodenerwerth gemeſſen, geſunken und das Einkommen der Miether, in Wohnungwerth gemeſſen.“ Sind etwa nur die Miethen geſtiegen? Zur Beantwortung dieſer Frage braucht man keinen Heerhann wiſſenſchaftlich gebildeter Nationalökonom aufzubieten. Wenn mindteſtens 66 Prozent des durchſchnittlichen Einkommens auf die Befriedigung von Bedürfniffen verwandt werden muß, die heute, wie Nahrung, Wohnung, Heizung, viel mehr Geld koſten als früher, können fünfhundert Millionen doch nicht ſo ganz leicht zu entbehren ſein. Nur wenn ein Volk ſich durch ſein Einkommen ein größeres Quantum von Sachgütern und ideellen Genüſſen zu verſchaffen vermag als früher, iſt es in Wahrheit reicher geworden, nicht aber ſchon dann, wenn ihm ein Plus mit arithmetiſchen Künſten herausgerechnet wird.

Wir ſind nicht reich. Dieſe Erkenntniß braucht uns nicht geizig zu machen, ſondern nur vorſichtig. Vorſicht aber iſt nach Allem, was uns die neudeutſche Politik beſchert hat, dringend geboten, wenn man das Geld der Steuerzahler für „Staatsnothwendigkeiten“ begehrt. Sie wollen geben; aber auch beſtimmen, wofür gegeben werden ſoll.

Dr. Leon Zeitlin.



Aphorismen.*)

Minnenkult und Ähnenstolz haben ihren tiefen Sinn. Es ist nicht gleichgiltig, aus welchem Blut wir stammen, denn unsere Vorfahren gehen immer leise mit uns durchs Leben und färben, uns selber unbewußt, all unser Thun. In den großen Schicksalsstunden schaaren sie sich als unsichtbare Leibwache um uns; wir fühlen ihre gemeinsamen Kräfte, die uns durchdringen, ohne zu wissen, woher diese Kräfte uns gekommen sind.

*

Dann wird die Frau frei und geachtet sein, wenn man von der bedeutenden Leistung eines Weibes nicht mehr sagen wird, daß es eine männliche Leistung sei. Wie, zum Lohn dafür, daß sie Euch entzündet und gehoben und gefördert hat, wollt Ihr sie ihres Geschlechtes berauben und erklärt sie für ein Versehen der Natur? Es kann nichts Gedankenloseres geben. Die wahrhaft originelle Leistung eines Weibes wird auch allemal eine weibliche Leistung sein. Wenn das taktlose Kompliment aus Männermund kommt, so ist es nur als wohlgemeinte Unschicklichkeit anzusehen; daß aber der Chor der Frauen es nachbetet, hat die Persönlichkeit, an die es gerichtet ist, nach ihren innersten Merkmalen für sich zu fordern, ist eine Selbstentwürdigung; es heißt mit anderen Worten: Was kann aus unserem Armenviertel Gutes kommen!

*

Alle Gebiete hat der Germane der Frau verschlossen, mit Ausnahme des einen, wohin sie nicht paßt, der Küche. Zu allem Möglichen hat die Frau Geschick: zum Wundennaßen, zum Prozeßefführen, die Geschichte sagt sogar: zum Staatenregiren; nur zum Kochen hat sie, in der Gesamtheit genommen, Feins. Wie schmachhaft ist der Tisch bei Franzosen und Italienern bestellt, wo Männer die Küche regiren! Auch bei den Griechen und Römern war es so. Das Mahl als Kunstwerk wird nur vom Mann begriffen. Der Mann ist ein inspirirter, ein genialer Koch. Ehre, wenn Ehre gebührt! Er dichtet mit dem Kochlöffel. Wer je das Vergnügen gehabt hat, von einem kulinarisch gebildeten Junggesellen zu einer Mahlzeit geladen zu werden, die er selbst gekocht hat, Der wird in meine Bewunderung einstimmen. Seine geistige Heiligkeit bleibt dem Mann am Herdfeuer ungetrübt und seine Nähe ist gleich Null: er kann neben dem Kochen ein Bild malen oder eine Wahlsrede einstudiren. Das weibliche Geschlecht ist in der Küche niemals produktiv gewesen; es kocht talentlos weiter nach vererbten Rezepten. Und Das ist noch ein Glück, denn wenn es improvisiren will, so pfuscht es meistens.

*) „Im Zeichen des Steinbocks“: so nennt Fräulein Holbe kurz die Aphorismensammlung, die sie in neuer, erweiterter Form bei Georg Müller in München erscheinen läßt und der sie als Motto den Satz Montaigneus gab: Quand vous traitez un sujet, n'est pas nécessaire de l'épuiser; il suffit de faire penser, Wie diese Frau zum Denken anregt, mögen ein paar Proben aus den verschiedenen Kapiteln lehren.

Aber was schlimmer ist: die Frau verbummt am Herdfeuer. Diese Weisheit ist nicht auf meinem Grund und Boden gewachsen; ich verdanke sie einem alten Seefahrer und Weltweisen, der mir viele Sommer hindurch im Golf von Spezia die Küche besetzt und manches tief sinnige Wort dazu geredet hat. Er war einer der klügsten Menschen und der besten Köche in einem Land, wo alle Menschen klug und alle Köche gut sind. „Warum kochen denn bei Euch die Männer?“ fragte ich ihn eines Tages, da ich in jenem Lande noch ein Neuling war. Er sah mich an, wie wenn ich gefragt hätte: „Warum ziehen denn bei Euch die Männer in den Krieg?“ Dann sagte er einfach: „Das Herdfeuer ist zu heiß für die Frauen; es schadet ihrem Kopf, es macht sie blöde und zänkisch.“ Da ging mir mit einem Mal ein helles Licht auf: das Herdfeuer ist, was die deutsche Frau heruntergebracht hat. Und um sich für die widerfahrene Unbill zu rächen, kocht sie so langweilig, daß jeder feinere Appetit schon vom Ansehen der Schüsseln vergeht.

Jedes Kind ist wieder der erste Mensch und lebt allein auf einer noch unbewohnten Erde. Darum bringt der Uebergang in den Erwachsenen oft schmerzliches Leiden. Es kann für ein heranwachsendes Kind eine geradezu furchterliche Aufgabe sein, mit einem elterlichen Auftrag in ein fremdes Haus zu gehen. Die Menschenscheu der Uebergangszeit ist eine langwierige Krankheit, bis aus dem in sich selbst geschlossenen Ich des Kindes der Gesellschaftsmensch, die Nummer wird. Denn das Kind ist ganz Individuum. Erst durch das Geschlecht gehört der Mensch zur Gattung. Auch das Geschlecht drückt diese Veränderung aus; am Reisten bei den Mädchen. Die Geschlechtsreife bringt eine Annäherung an das Allgemeine, an einen ästhetischen Idealtypus hervor. Später, wenn der Reiz schwindet, tritt oft das individuelle Kindergeſicht wieder heraus.

In der Sprache der Erzieher spielt Gut und Böse eine große Rolle, aber gewöhnlich verstehen sie darunter, was ihnen bequem oder unbequem ist. Meistens ist die sogenannte Erziehung nur ein Krieg der Starken gegen die Schwachen. Aus diesen ungleichen Kämpfen hat fast ein Jedes von uns einen Schaden mitgebracht, der sich niemals völlig ausglich.

Ja, wenn Ihr Erzieher selber reife Menschen wäret und weitſichtige Weiſe dazu! Aber in dem Alter, wo Ihr zu diesem Amt berufen werdet, seid Ihr meistens mit Eu: selber noch nicht fertig. Ihr werdet vielleicht später einmal fähig, Eure Enkel zu verstehen, nachdem Eure Kinder das Lehrgeld für Euch gezahlt haben.

Eltern sollten sich nicht unberufen in das Gefühlsleben ihrer Kinder einbringen; das keusche, vornehme Verschließen des Inneren gehört zum Besten, was sie haben. Wenn diese Blüthe entweiht wird, so giebt es eine Demüthigung, die den ganzen Charakter schwächen kann. Sie dürfen nicht glauben, daß die Kinder Wesen seien, die ihnen gehören, eine Verlängerung ihres Ichs; sie sind ihr eigenes Eigenthum; die Welt fängt bei ihnen von vorn an. Wie sie nicht eingezwängt werden sollen in die kleinen Kreise der Eltern, so soll man sie auch in keine Ausnahmehabnen drängen. Wollt sie nicht zu Aposteln Eurer Ideen erziehen, wenn sie keinen Drang zum Apostolate zeigen. Glaubet nicht, daß Ihr in ihnen Eure Ideale verwirklichen dürft; zu diesem Experiment hattet Ihr Euch selbst; die Kinder

Shakespeare gerührt lieber den äußeren Zusammenhang einer Figur, als daß er um feinetwillen einen Zug unterdrückte, der typisch ist. Die Gräfin Capulet fühlt sich durch den Tod ihrer Tochter an ihr hohes Alter erinnert, während man nach ihren eigenen früheren Angaben ihr Alter auf etwa achtundzwanzig Jahre berechnen muß. Der Dichter will in dem Schmerz der Mutter allen Elternschmerz zeichnen: und dazu braucht er, um stark zu wirken, die hohen Jahre. Das wirkliche Alter der Gräfin ist ihm dabei etwas Neugierliches, Unwichtiges. Und sollte Das auch nur Vergesslichkeit sein, so wäre diese Vergesslichkeit schon sehr bedeutsam. Die wirkliche Gräfin Capulet könnte noch einen Haufen Kinder bekommen und brauchte darum nicht zu verzweifeln. Aber schon ist dem Dichter der Einzelfall gleichgiltig geworden und er läßt ihn hier am Schluß der Tragödie, wo die Wogen am Höchsten gehen, von der Fluth des Allgemeinen, Ewig-Menschlichen verschlungen werden.

*

Wer für nichts zu sorgen hat als dafür, wie er sein kleines Lebensschifflein sicher in den Hafen steuere, Der mag sich leicht für einen guten Steuermann halten und die Nase rümpfen, wenn er den Segler, der eine Weltanschauung an Bord führt, im Sturm mit der schweren Ladung kentern sieht.

*

Wenn Einer sich die Mühe nähme, alle die verschollenen Werke einer Literaturperiode, die zu ihrer Zeit hoch geschätzt waren, nach einander durchzulesen: müßte es ihm nicht den Eindruck machen, als träte er in eine Morgue, wo ihm Leiche an Leiche fahl und entstellte entgegenstarre? Und doch: einst hat man diese Toten nur wenig unterschieden von den Unsterblichen, die ihre Zeitgenossen waren. Eben so wird es der Nachwelt mit vielen der hochbewunderten Produkte unserer Tage ergehen. Aber welchen Anstoß erregt der Unglückliche, der von Natur gezwungen ist, schon heute mit den Augen der Nachwelt zu sehen!

*

Noch nie ist der Ruhm so wohlfeil gewesen wie in unserer Zeit. Bald wird, unbekümmert zu sein, für eine Auszeichnung gelten. Wir kommen am Ende noch in eine ähnliche Lage wie die Mondbewohner in der Operette, wo alle Menschen mit Dekorationen geboren werden und wo man den Verdienstvollen zum Lohn für jede Leistung einen Orden abreißt, bis sie völlig ohne Band und Stern zur allgemeinen Bewunderung dastehen.

*

An der schnellen Bereitschaft zur Gegenliebe erkennt man die kleinen Naturen. „Ich liebe, was mich liebt“, sagt der kleine Mensch. „Ich nicht; ich liebe nur, was liebenswerth ist“, sagt der große. „Ich auch“, entgegnet eifrig der kleine; „aber was mich liebt, ist doch liebenswerth.“

München.

Friede Kurz.



Industrie und Kapital.

Der preussische Finanzminister erklärte im Abgeordnetenhaus neuerlich, kalt lächelnd, das preussische Budget für 1909 schliesse mit einem Fehlbetrag von 176 Millionen und die wirtschaftliche Konjunktur werde nicht besser, sondern schlechter. Rechnet man die nachdrückliche Erklärung, daß neue Steuern nötig seien, zum Teil des finanzministeriellen Dysangeliums hinzu, so hat man ein „Tripelevent“ von durchschlagender Wirkung. Ein Diplomat hätte das Defizit vielleicht in Watte gepackt und großer Zuvorsicht auf die wirtschaftliche Entwicklung Ausdruck gegeben. Günstige Prognosen kosten nichts; man braucht nicht einmal selbst an sie zu glauben. Niemand hätte Herrn von Rheinbaben gescholten, wenn er mit ein paar unverbindlichen Redensarten über die Gewohnheitspflicht, die Aussichten der Industrie zu skizzieren, hinweggeschlüpft wäre. Aber der Hauptmann des Kasanienwäldchens ist Einer von den Aufrechten. Wer schwache Nerven hat, flüchte in die Einsamkeit. Die preussischen Abgeordneten müssen starke Männer sein. Deshalb sagt der Minister: „Die Hoffnung, daß wir die ungünstige Konjunktur so schnell überwinden wie vor Jahren, scheint sich nicht zu verwirklichen. Im Gegenteil: die Konjunktur hat sich in der letzten Zeit nicht verbessert, sondern verschlechtert.“ Vier Tage vorher hatte die Rheinisch-Westfälische Zeitung zwei Erklärungen ganz anderen Inhalts veröffentlicht. Der Generaldirektor des Stahlwerkverbandes, Herr E. Schaltenbrand, sagte: „Wir werden im Jahr 1909 keinen neuen Boom in der Eisenindustrie erleben, aber mit einem normalen Absatz rechnen können. Weil das Baugeschäft flodert, ist die Zahl der leerstehenden Wohnungen fast überall zurückgegangen, so daß mit einem Aufschwung gerechnet werden muß, wenn billiges Geld zur Verfügung steht. Das dürfte wohl heute der Fall sein.“ Und der Leiter des größten oberdeutschen Industrieconcerns erklärte: „Ich möchte bei dem Eintritt in das neue Jahr zwar vor allzu großem Optimismus warnen, aber auch nicht Denen beitreten, die sich ganz in Pessimismus hüllen, weil die Zeit des Niederganges noch nicht lange genug gedauert habe. Reime für die Gesundung unserer Wirtschaft sind bestimmt vorhanden.“

Diese Prognosen klingen anders als die des Großalmoseniers der preussischen Monarchie. Und der Generaldirektor des Stahlwerkverbandes hatte schon Ende September 1908 betont, die Aussicht auf eine nachhaltige Belebung des Baugeschäftes, dieses „wichtigen Industriezweiges“, sei unbedingt günstig. Sind Herrn von Rheinbaben diese Stimmen aus der Großindustrie nicht zu Ohren gekommen oder glaubte er, ihnen nicht trauen zu dürfen? Er wollte sich offenbar auch vom leisesten Optimismus unterscheiden. Nachdem er vor Jahr und Tag schon gegen den überhandnehmenden Luxus gepredigt hatte. Wichtig wäre, zu erfahren, auf welche Tatsachen er die düstere Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse stützt. Auf den Rückgang der Eisenbahnrente als die Folge des geringeren Güterverkehrs? Dieses Argument könnte man gelten lassen, obwohl ja durchaus noch nicht gesagt ist, daß der Eisenbahnertrag des Jahres 1909 eben so schlecht sein muß wie der des vorigen. Auf die Verringerung der Dividenden und die (ungern anerkannte) Notwendigkeit, die fiskalischen Kohlenpreise herabzusetzen? Denkbar; aber schon weniger wahrscheinlich als der Einfluß der Eisenbahnrente. Bleibt schließlich die hauto saison für deutsche Staatspapiere. Möglich, daß der Minister meint, der Industrie werde die Anregung fehlen, weil das Kapital nicht ihr, sondern den Staats-

papieren sich zuneigt. Die vierprozentigen preussischen Konfols sind von 100 Prozent nur noch durch den winzigen Bruchtheil eines Promille getrennt. Deutsche Fonds haben sich im vorigen Jahr als vortheilhafte Kapitalanlagen erwiesen und höheren Kursgewinn gebracht als manches Industripapier. Herrn von Rheinbaben sind die Anleihen am Ende noch wichtiger als die Industrie. Doch darf man nicht annehmen, daß er, um das Publikum für die Staatsrenten zu stimmen, die Industrieausficht schwarz verhängt habe. An Geldüberfluß ist freilich nicht zu denken; der niedrige Wechselkurs und der billige Preis täglichen Geldes sind nur Symptome eines veränderten Kapitalzustandes. Die Banken haben sich, durch Verminderung ihrer Guthaben bei der Industrie und durch Einschränkung ihrer Akzeptverbindlichkeiten, liquider gemacht; aber die größere Flüssigkeit im Vermögensbestand wird, zum Theil, durch die verstärkte Fesselung des Kapitals in festverzinslichen Anlagepapieren ausgeglichen. Man darf nicht vergessen, daß das Jahr 1908 eine Rekordziffer in der Ausgabe neuer Schuldverschreibungen der Industrie geschaffen hat. Der Nominalbetrag der neu emittirten Industrieobligationen geht über 400 Millionen hinaus. Das ist „gefrorenes“ Kapital. Denn die Schuldverschreibung wird weniger oft umgesetzt als die Aktie; und die feste Verzinsung ist eine auf Jahre hinaus zu tragende Last, während die Dividendenpflicht nur in der Theorie besteht. Nur selten kommt es vor, daß die Summe der neu geschaffenen Industrieaktien von dem Betrag der Obligationen übertroffen wird. Im Jahr 1903 ist auch einmal so gewesen; da gab es an Obligationen 60, jetzt giebt es 80 Millionen mehr. Die Obligation ist ein Nothbehelf. Man wählt sie, um sicher zu gehen, um die durch die neuen Effekten geschaffene Kapitalsumme realisiren zu können. Die Banken wollen ihre Portefeuilles nicht belasten und die Industriegeellschaften bilden sich ein, daß es besser sei, dem Publikum als den Banken verschuldet zu sein. Mit Obligationären ist ja leichter auszukommen als mit dem Aufsichtsrath einer Bank. In besserer Industriezeit wird auch die Aktie wieder zu ihrem Recht kommen. Alljährlich sollen im Deutschen Reich 4 Milliarden erspart werden. Im Jahr 1908 sind davon 3111 Millionen in neuen Effekten angelegt worden, so daß 900 Millionen Mark für andere Anlagen (Hypothesen, Sparcasse, geschäftliche Unternehmungen, Depostengelder, etc.) verbleiben. Diese Summe ist, freilich, noch man, wenn die Schatzkammer auf 4 Milliarden richtig ist) an eine Geldplethora nicht denken kann.

Wird der Umlauf industrieller Schuldverschreibungen im Tempo des Jahres 1908 bleiben und was wird der Zweck sein: Bankschulden in Anleihen zu verwandeln oder neue Betriebsmittel zu schaffen? Das erste Unternehmen, das in diesem Jahr (auch im vorigen Jahr kam es zuerst) Geld verlangt hat, die Deutsche Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft, hat an der alten Gewohnheit, fünfprozentige Anleihen aufzunehmen, festgehalten. Neben 15 Millionen Mark Obligationen sollen für 8 Millionen Mark Aktien ausgegeben werden. Das neue Geld ist für den Ausbau der Anlage in Buenos Aires nöthig. Das Programm soll damit bis auf die letzte Nummer erledigt sein und die Gesellschaft dann nur noch an ihre innere Konsolidirung denken. Dazu verpflichtet sie die rasche Zunahme des Betriebskapitals, das von 10 auf 150 Millionen gestiegen ist. Die Gesellschaft verstärkt ihre Mittel aber nicht nur, weil sie bauen will, sondern auch, um die Bankschulden weiter abzutragen. Möglich ist, daß man auch anderswo für opportun halten wird, am Modus der Schuldverschreibung festzuhalten, obwohl gerade in letzter Zeit gegen die

Sicherheit industrieller Obligationen Bedenken laut geworden sind. Dieses Moment könnte wichtig werden. Die rechtlichen Verhältnisse der Obligation lassen ja Manches zu wünschen übrig; da fehlen Normativbestimmungen, wie sie, zu Gunsten des Gläubigers der Hypothekbank, durch ein eigenes Gesetz vorgezeichnet sind. So bleibt es, zum Beispiel, privatem Beschluß vorbehalten, die Höhe des Obligationenumlaufes im einzelnen Fall zu bestimmen. Solide Gesellschaften werden sich bei der Aufnahme von Anleihen der finanziellen Situation und Leistungsfähigkeit des Unternehmens anpassen suchen. In den Statuten kann auch gesagt sein, daß die Gesamtsummen der auszugebenden Schuldschreibungen über eine gewisse Proportion zum Aktienkapital nicht hinausgehen darf. Die Elektroteilhandbanken haben den Höchstbetrag ihrer Obligationen auf das Dreifache des (aus bestimmten Gründen niedrig normierten) Aktienkapitals festgesetzt. Gesellschaften, die einen guten Namen haben, finden stets Kredit und die Qualität ihrer Schuldschreibungen wird nicht angezweifelt. Je mehr Obligationen ausgegeben werden, desto nöthiger wird die gesetzliche Sondervorschrift. Solche Obligationen giebt es in Deutschland im Betrag von mindestens $2\frac{1}{2}$ Milliarden Mark. Das ist zwar nur der vierte Theil der in Hypothekenspandbriefen angelegten Summe; immerhin aber genug. Man darf nicht vergessen, daß nicht nur Aktiengesellschaften, die gezwungen sind, Bilanzen zu veröffentlichen und Generalversammlungen abzuhalten, sondern auch Offene Handelsgesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung und Gewerkschaften Obligationen ausgeben. Wo ist in solchen Fällen auch nur das geringe Maß von Sicherheit, das die Publizität der Abschlüsse bietet? Das Gesetz müßte genau sagen, wer Obligationen ausgeben darf, und den Obligationären einzelne Rechte (Theilnahme an der Generalversammlung) zuweisen. Die Aktie hängt von der Konjunktur (Börse und Geldmarkt) ab und Bankgeld wird auf die Dauer zu theuer. Wer sich die Beschaffung neuer Betriebsmittel sichern will, kann auf die Obligation nicht verzichten. Daß den Banken daran gelegen sei, ihre Beziehungen zur Industrie, durch die Uebertragung ihrer Außenstände auf das Publikum, zu lockern, ist nicht anzunehmen. Das Emissionsgeschäft bringt manchmal doch hübschen Gewinn und die finanzielle Unterstützung der Industrie ist den Kreditinstituten im Allgemeinen nicht schlecht bekommen. Aber vielleicht taucht hier und da schon der Gedanke auf, daß man sich künftig noch mehr als bisher an Spezialitäten halten müsse, weil das Gesamtgebiet der Industrie auf große Ueberraschungen kaum noch rechnen läßt. Von der in Frankreich beklagten Stagnation der Rente ist Deutschland noch weit entfernt. Die elektrotechnische Industrie muß alle Möglichkeiten erschöpft haben, ehe ein Mangel an neuen Chancen fühlbar wird. Und bis dahin ist noch ein weiter Weg. Trotzdem mag man schon jetzt daran denken, daß eine Zeit kommen wird, wo die Industrie aufgehört hat, die Hoffnung der Spekulation zu sein. Daß Industriekapital mehr und mehr in das enge Gewand der Schuldschreibung schlüpft, deutet immerhin auf den Beginn einer Stodung. Die Arteriosklerose ist eine Alterskrankheit; die ersten Erscheinungen pflegen sich aber oft schon früh zu zeigen. Hat der preussische Finanzminister daran gedacht oder nur auf die Oberfläche geklickt? Sicher ist, daß die Zukunft der Industrie mehr denn je von finanziellen Formen abhängt, weil die Erzeugung neuen Betriebskapitals aus der eigenen Entwicklung sich allmählich verlangsamt. Geschicklichkeit und Gelegenheit müssen zusammenwirken, damit der Prozeß der Erstarrung nicht schneller verläuft, als die Nothwendigkeit mit hartem Wort gebietet. *Adon.*

Antwort.

Am letzten Dezemberheft hatte Labon getabelt, daß die Schlegelbrauerei in Bochum „außerordentliche Abschreibungen mit in die Lantienenberechnung einbezogen und die Generalversammlung durch ihren Beschluß dieses Verfahren sanktionirt“ habe. Jetzt schreibt mir die Schlegelbrauerei: „Aufsichtsrath und Vorstand haben, weil über die Richtigkeit der Lantienenberechnung Zweifel entstanden sind, die stützige Lantienne vergangener Jahre nebst Zinsen an die Gesellschaft zurückvergütet.“ Das ist verständig und lobenswerth. Auch die Thatsache der Veröffentlichung. Aktiengesellschaften haben eigentlich doch keinen Grund, zu Allem zu schweigen, was öffentlich über sie gesagt wird; sind beinahe (mindestens ihren Aktionären) verpflichtet, Auskunft zu geben und Irrthümer zu berichtigen. Solche Irrthümer kann auch der gewissenhafteste Kritiker nicht immer vermeiden (auf keinem Gebiet und auf diesem dunklen seltener noch als auf einem anderen); in der Berichtigung wird er nicht einen lästigen Eingriff, sondern eine Bereicherung seiner Wissenschaft sehen. Als ein Symptom der Entschlossenheit, öfter als bisher öffentlich das Wort zu ergreifen, begrüße ich die folgende Zuschrift des Stahlwerkverbandes. Die Geschäftspolitik der großen deutschen Verbände wird sehr oft getabelt; so oft und so hart, daß der unbetheiligt Zuschauende sich fragen muß, ob den gescheiten und erfahrenen Männern, die diese Verbände leiten, denn wirklich so thörichtes und schädliches Handeln zutrauen sei. Sie wollen verdienen. Das ist ihr Recht; ihre Pflicht sogar: denn dazu sind sie an die Spitze der Gesellschaft berufen. Daß sie aber gar so kurz-sichtig sein, der Aktion und dem Ansehen der deutschen Industrie solche Schädigung bereiten sollen, ist schwer zu glauben. Doch sie schweigen: also muß man wohl annehmen, daß die Tadler im Recht sind. Für die Einzelnen und für die res publica wäre es besser, wenn, zum Beispiel, auch das viel gescholtene Kohlsyndikat Rüge und Angriff nicht stets stumm hinnähme. Denn die Kritik, die diese mächtigen Verbände einer die Gesamtheit gefährdenden Politik verdächtigt, findet ja auch im Ausland ein Echo, mit dem der Deutsche rechnen muß. Die Leiter der Aktiengesellschaften und Interessenverbände sollten jedem Kritiker antworten, den sie für ehrlich und sauber halten. Das mag un bequem sein; ist aber nöthig.

An den Herausgeber der „Zukunft“.

Das Heft Nr. 17 der „Zukunft“ (vom dreißigsten Januar 1909) bringt einen Artikel „Eisenzölle“, der sich auch mit dem Stahlwerkverband befaßt und uns Veranlassung zu einigen Aeußerungen giebt.

Zunächst möchten wir uns in Bezug auf die Erklärung Carnegies lediglich auf die Bemerkung beschränken, daß Carnegie für den Verkauf seiner Werke an die United States Steel Corporation keine Aktien übernommen hat, sondern nur bonds (festverzinsliche Schuldscheine). Er wurde also durch den Verkauf seiner Werke jedenfalls nicht Hauptaktionär des Stahltrüsts und ist es, so viel uns bekannt, auch heute nicht. Die Schlüsse, die in dem Artikel auf die irrige Vermuthung des Gegentheils aufgebaut werden, sind also nicht zutreffend und die Motive, die man Carnegie von anderer Seite für seine Aussage unterstellt, können nicht ohne Weiteres als ausgeschlossen bezeichnet werden.

Besonderes Interesse haben für uns folgende Sätze in dem Artikel: „Der deutsche Stahlwerkverband kann sich nur schwer seines amerikanischen Konkurrenten erwehren; nur mit den berücksichtigten Schleuderpreisen, die im Ausland gelten, gelingt es, den Inkeess einen Theil der britischen Aufträge streitig zu machen. Die Stärkte des Steel Trust zeigt sich in der Höhe seiner Auslandspreise. Er hält auch in der Fremde darauf, daß die Preise sich nicht zu weit von der Skala entfernen, die für die eigenen Landsleute gilt. Ein Verschleudern der Waare würde den Grundätzen der amerikanischen smartness widersprechen.“

Anschließend an diese Worte möchten wir uns doch die Frage gestalten, weshalb der Stahlwerkverband Schleuderpreise machen soll, wenn der Trust seine Preise hochhält. Unser Vorstand macht es sich zum Prinzip, die Geschäfte nicht etwa vom Grünen Tisch aus zu bearbeiten, sondern ist ständig unterwegs, um in persönlicher Fühlung mit unseren Vertretern und auch mit den Abnehmern selbst zu bleiben. Unsere Vertreter in allen Ländern sind angewiesen, allen Geschäften persönlich nachzugehen, und es ist daher ausgeschlossen, daß für uns irgendeine Veranlassung vorliegt, geringere Preise zu nehmen, als notwendig ist, um die Aufträge zu erhalten. Weshalb also sollen wir schleudern, wenn der Trust seine Preise hochhält?

Ladon sagt ferner: „Im Geschäftsbericht für das Jahr 1907 hob die Verwaltung hervor, daß der durchschnittliche Preis, den die Korporation beim Verkauf der ausgeführten Waaren erzielte, nur um 7½ Prozent unter den Sätzen blieb, die bei den Zulaufaufträgen galten. Solches Zeugniß kann unser Stahlwerkverband sich nicht anstellen.“

Dürfen wir fragen, woher Sie, geehrter Herr Ladon, die Kenntniß unserer Auslandspreise haben? Wir erinnern daran, daß wir in der Zeit, da wir den viel kritisierten Abschluß mit der Staatsbahnverwaltung machten, im Ausland höhere Preise für die Schienen erzielten, als uns der Herr Minister (zum Theil als Ausgleich gegenüber den gestiegenen Selbstkosten) bewilligte, und daß der Geschwungpreis für Schienen in den letzten fünf Jahren um mindestens 10 bis 12 Mark gestiegen ist, während uns der Herr Minister nur einen Aufschlag von 8 Mark und bei den Schwellen sogar nur einen Aufschlag von 6 Mark bewilligt hat.

Ladon beschäftigt sich weiter mit dem Verhältniß des Stahlwerkverbandes zu den reinen Walzwerken und dem Antrag auf Aufhebung der Roheisen-, Schrott- und Halbzeug-Zölle. Der Herr Handelsminister hat diese Frage in kontradiktorischer Verhandlung einer so eingehenden Untersuchung unterzogen, daß er sich eine zutreffende Auffassung der Sachlage wohl bilden konnte, und wir nehmen an, daß er die Absicht hat, demnächst im Parlament hierüber so weit Aufklärung zu geben, wie Dies ohne Verletzung wichtiger Interessen möglich ist. Wir können ihm nicht vorgreifen und möchten nur betonen, daß der Stahlwerkverband in dieser Frage vor der Öffentlichkeit sich nur mit gefesselten Händen verteidigen kann, weil die besten Argumente leider der Öffentlichkeit vorenthalten werden müssen. Dem aber, der sich ehrlich informieren will und von dem wir erwarten können, daß er die gewonnene Kenntniß von Einzelheiten für sich behält, haben wir noch niemals offene und loyale Auskunft verweigert.

In vorzüglicher Hochachtung

Stahlwerkverband
Aktiengesellschaft.

Eduard VII.

In dem Trauerzug, der, im Sommer 1888, der Leiche des Kaisers Friedrich vom Neuen Palais in die Friedenskirche folgte, schritt, ziemlich vorn, ein feister Blücher-Husar einher. Er sah müde aus; unmutig und genirt wie Einer, der genöthigt war, einen fremden Rock anzuziehen, und nun schnell wieder in seine Kleider kommen möchte. Keine Husarenfigur; stramm saß der Atilla über einem stattlichen Bauch und über die Stirn rann aus dem Kolsack in dicken Tropfen der Schweiß. Der Mann hatte in seinem Leben wohl noch nicht oft Wadenstiefel und enge Hosen getragen. Frau Basse, die alle dem Königshaus Verwandten am Schnürchen hat, wispert der Nachbarin zu: „Der Prinz von Wales!“ Und schreie Andacht raschelt durch die Menge. Alte Potsdamer blicken finster, Ruhmen stecken tuschelnd die Köpfe zusammen und unter gesenkten Lidern blinzelt manches Jungfernauge Tantes Zeigfinger nach. Der also ist's . . . Den hatten sie sich ganz anders vorgestellt, so zwischen Don Juan und Robert, dem Teufel, wie von den bligenden Bretterrittern Eines, deren wildem Werben kein Weiberherz widerstehen kann. Du lieber Himmel: ein behäbiger, dicker Herr, den jeder Stabsoffizier der Gardekavallerie bei Schönen ausstechen würde. Und, von fern wenigstens, der Schwester gar nicht ähnlich. Deren verkärrten und doch von der Sonnenkraft Sieg heischenden Wollens durchleuchteten Kopf kannten Alle, die nah bei Charlottenhof dem Einzug der Trauergäste zuschauten, hatte Jeder oft noch an heißen Vorsonnertagen gesehen, wenn sie neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gültig noch blicken konnte, durch den lenztlich prangenden Park fuhr, um den Kaiser, ihren Kaiser den Gaffern zu zeigen. Durch die straffe Haut sah der Betrachter die Nerven leben; und in dem stählern glänzenden Auge der kleinen Frau den ungebrochenen, zum Aeußersten gerüsteten Willen. Des jüngeren Bruders nervus facialis schien unter Fettpolstern zu schlummern; und blindlos lagen, Glasugeln gleich, die Augen in geräumigen Schädelhöhlen: die Fischaugen der Mutter. Viktoria und Albert: so hatten auch die Eltern geheißten. Und wie in deren Ehe die Frau stärker gewesen war als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der kleindeutsche Prinz, dessen Eitelkeit keinen höheren Wunsch kannte als den, unter Engländern ein Engländer zu scheinen, so schien auch in diesem Geschwisterpaar der Wille des Weibes Theil. Im Salonanzug, unter dem neuesten Modellhut de haute forme sah Albert Eduard besser aus als bei der potsdamer Leichenparade; aber die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens hatte Niemand je in ihm gespürt. Die Schwester wollte wirken, wollte die Nacht, nicht den Schimmer unfruchtbarer Herrlichkeit. Der Bruder war zufrieden, wenn er behaglich leben konnte und vom Reid sogar als arbiter elegantiarum anerkannt wurde, dessen Laune mondäne Gesetze vorschrieb. Und dieser Asthmatischer sollte König des größten Reiches sein, von dem die Weltgeschichte bis heute berichtet hat. Das kann lustig werden, dachten die Leute; und wiggelten über den Dicken.

Zwanzig Jahre war Albert Eduard alt und hatte mit seinen gesellschaftlichen Talenten, mehr vielleicht noch mit den Titeln des Herzogs von Cornwall, Herzogs zu Sachsen und Fürsten zu Wales im Sturm schon die Liebe der Yankee gewonnen, als sein Vater starb. Der schöne Prince Consort of Her most gracious Majesty hatte ihn auf seine Weise erzogen; er hätte den Thronerben gern wohl zum Muster liberaler Männerwürde herangeläutert. Doch der im eng umschränkten Kreis kluge und stets emsige Koburger, den der belgische Onkel Leopold für die heikle Rolle des Prinz-Gemahls gut vorbereitet hatte und der sich bald warm im Britenreich einzunisten wußte, war ein Pedant, eine nüchterne, schwunglose Seele, der die Kinderherzen zwingende Macht des Gemüthes immer versagt blieb. Da die politischen Vertreter beider großen Parteien, der nobility und der gentry, sich mit wetteifernden Schmeichlerkünsten um seine Gunst bemühten, wuchs ihm die Selbstschätzung seines persönlichen Werthes. Für einen Staatsmann hielt er sich, für den Prototyp des Gentleman; nach kurzer Probezeit, die er benutzt hatte, um sich auf offenem Markt hastig seiner Rationalität zu entkleiden, war ihm Alles erlaubt: er durfte sogar, seit Keonen als Erster im Inselreich, den Fisch mit silbernem Messer schneiden. Deutschen Fürsten, knirschend erzählt es Treitschke, gab er in hofmeisterndem Ton unerbetene Rathschläge, die mehr wie Befehle klangen; und auch in der Kinderstube scheint er eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein. Den Töchtern mochte der stattliche Mann wohl imponiren, an dem die Mutter mit allen Fasern ihres Frauengefühles hing; sie lernten, namentlich die älteste, von ihm die Wichtigkeit äußerlich korrekten Wandels und den ungeblendeten Sinn für das Wesentliche. Der Versuch, mit seines Wesens Stempel auch den Knaben zu prägen, ist ihm mißlungen. Und wie es immer in solchem Fall geht: den Sohn zogen Reizung und Troß weit aus der vom Erzieher gewiesenen Bahn. Zu Hause wars auch wirklich gar zu langweilig. Pünktlich wurden ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapperstorch in den Buckingham-Palast. Greise Höflinge lächelten spöttisch: früher wars hier hoch hergegangen. An Versuchungen fehlte es dem Prinzen Albert Eduard nicht und zu der bürgerlich wohlstandigen Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in sich. Weil er eines Tages (wer weiß, wann?) eine Krone tragen sollte, brauchte der Jüngling doch nicht Trübsal zu klagen. Vorbereitung für den Herrscherberuf? Unsinn! Der constitutional cant herrscht; und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte im Handumdrehen spielen. Man merkt eben doch, daß Papa kein Brute ist, kein Kind des lustigen alten Engelland. Ja... Ist denn aber der Sohn? Der Vater Koburger, die Mutter Welfin, auch sie einer Koburgerin Tochter. Der Kronprinz mußte sich sehr englisch zeigen, wenn er für vollbürtig gelten wollte. Darin konnte der Vater ihm Vorbild sein. Der hehlte nie die Ueberzeugung, daß der Engländer die Krone der Schöpfung ist. Also Sport, Angelsachsenthum, heitere Lebenslust und

all die bunte Abenteuerlichkeit, die einem Britendauphin seit Heinrichs tollen Tagen ziemt. War Prinz Schänkenwüßling nicht Heinrich der Fünfte geworden? Her zu mir, Sir John, Poins, Bardolph, Peto; und vergeß mir das dralle Dortchen nicht!

In Eastcheap war die Kanne Dünnbier spottbillig und ein Prinz brauchte sich nicht in lästige Schuldnethschaft zwingen zu lassen, um eine ganze Bande mit Kanariensekt zu sättigen; auch Dortchen gab, wenn sie in der richtigen Temperatur war, die Brunstgrimaße zu niedrigem Preis. Auf den Großen Boulevarde war schon anno 60 Zug und Laster theuer. Wer da in der Grande Bohème eine Rolle spielen, die ersten Spargel und Pfirsiche, die besten Weine und die feinsten Mädchen haben wollte, durfte die goldenen Louis nicht sparen; und Rama hielt die Hand auf den Beutel. Die Noth zwang Albert, sich nach anderen Kumpanen umzusehen, als Bolingbroke's Sohn sie gesucht hatte. Für die emporstrebende reiche Bourgeoisie und besonders für gestern dem Whetto entwachsene Juden wars ein gefundenes Fressen. Welche Ehre, den Kronprinzen von Großbritannien bewirthet zu dürfen; und welche Kreditsteigerung, wenn man in die Einladungsbriefe schreiben konnte: Nous aurons le Prince de Galles; oder gar im Stande war, den Intimsten einen Wechsel zu zeigen, auf den Seine Königliche Hoheit den Namen zu setzen geruht hatten. Aus dieser Zeit stammt die Freundschaft mit dem Türkenhirsch, die Labouchere zu dem Spottwort stimmte, in Marlborough House gebe es kein Diner ohne Parfait au Hirsch. Der Prinz von Wales ist oft wegen seiner Weibergeschichten gescholten worden. In der Legende lebt er als der ärgste Schürzenjäger, als ein Kimmersatt, den bald nur noch unreife Frucht reizte. Am Ende wars nicht so schlimm. Die Ball-Mall-Enthüllungen sind als unwahr erwiesen. Aber der Prinz sah sich gern als verfluchten Kerl gefürchtet. Von der Sittsamkeitheuchelei hatte er gerade genug; es machte ihm Vergnügen, von den Weiblein als ein Oger angeschmachtet zu werden. Auch andere Prinzen sind nicht tugendhafter; bergen ihre Menschlichkeiten aber dem Blick der Reugier. Diesen Prinzen traf man in Theatergarderoben und beim jour der Modelokotten Nicht sehr fürstlich, nicht im Stil eines, den morgen vielleicht ein Diener des Herrn am Altar salben wird. Aber der Mann heuchelte wenigstens nicht, gab sich nicht für fromm und rein aus; und nie vernahm man, er habe seine Macht mißbraucht, eine Spröde zu firren, oder die Polizei auf eine allzu lange treue Waitresse gehen. Schlimmer als seine galanten Händel war der nahe Verkehr mit allerlei schmierigen Spekulant, die, so mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu solcher Höhe geklettert sein konnten. Das ging Jahre, Jahrzehnte lang. Henry hätte es so lange nicht einmal bei Falstaff ausgehalten, der doch geistreicher und amüsanter war als der vom Jockeyclub abgelehnte Balkanwucherer. Albert aber freute sich, wenn er den englischen Sonntagen entlaufen konnte; dann ging's nach Paris oder an die Riviera, pour faire la noce. Da war er in seinem El. ment, bestimmte die Mode, lancirte Weiber und Pferde, spielte den Hahn im Kosb der Bordenaves („Nana“), schien reizend ruchlos und froch, wenn er die Lust spürte, in die dunkelsten Spelunken

Wer ihn ohne Erbarmen verdammt, hat nicht bedacht, daß es nicht leicht ist, ein halbes Jahr hundert lang Kronprinz zu sein, — dann besonders nicht, wenn der Thronerbe von allen Staatsangelegenheiten streng ferngehalten wird. Unter dem Zwang thatlosen Hartens hat noch Jeder gelitten, dem die Hoffnung auf eine Krone in die Wiege gerufen ward. Immerhin hätte eine ernstere Natur sich über die Wartezeit hinwegzufristen vermocht; auf dem kleinsten Fleck ist schöpferische Arbeit ja möglich. Das war Alberts Sache nicht. Und die eifersüchtige Mutter hätte ihm auch wohl kaum den winzigsten Ruhm gegönnt. Herumlungern und den Leuten verrathen, daß man die Ungeduld nicht mehr zu zügeln vermag? Als lästigen Topfgucker sich aus der Schwarzen Küche der Politik jagen lassen? Rein. Lieber noch den skrupellosen Lebemann und Herzenbrecher spielen, den der Schnitt seiner Weste und der Ausgang der angefangenen Baccaratpartie wichtiger dünkt als das Schicksal des Vereinigten Königreiches. Nur ein Gebiet hatte die Mutter, die geräuschlos ihre Fäden über Europa hin spann, ihm freigelassen; sie lebte ihrer Trauer, zuerst um den Gatten, dann um den schottischen Leibdiener, dessen Steinbild sie auf allen Reisen mitschleppte, und mied laute Geselligkeit. Die Pflichten glänzender Repräsentation neidete sie dem Sohne nicht. Und je schlechter sein Ruf wurde, desto sicherer war sie, daß die Briten das Ende ihrer Herrschertage nicht *gehörig* erwarteten. *Der König ist flüchtig, erobert, nicht, ruhet. Wechseln, als in...* Bürgerhäusern. Mutter und Sohn wurden einander fremd und böse Worte flogen hinüber, herüber. Der Schwager, der älteste Sohn des Kronprinzen starb; die Mutter lebte rüftig fort. Schon früher hatten die Geschwister Viktoria und Albert, wenn sie zusammentrafen, wohl wehmüthig geseufzt: Uns Beide ruft kein Morgen mehr zur Regierung! Jetzt empfing im Neuen Palais die Witwe eines stolzen Lebenswunsches den milden Mann. Der muntere Monarch, dessen Vitalität allen Stürmen getraut hatte, war allgemach trüg geworden, so trüg und morsch, daß er die Mühe scheute, den lange gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? Rien ne va plus. Wenn die Polster beseitigt sind, erwacht auf dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde.

Als die Mutter dann eines Tages doch starb und aus dem Baccaratprinzen König Eduard der Siebente wurde, lachte Europa. Das kann hübsch werden, hieß es wieder; dieser Held der Rennplätze und Spielsäle ist dem perfiden Albion zu gönnen. Der wird das Empire rascher herunterbringen, als die stärkste Koalition es vermöchte. Die Briten nur blieben ernst und kein mißtrauischer Zweifel socht ihre Zuversicht an. Erstens, sagten sie, sind von einem Sechziger dumme Streiche nicht mehr zu fürchten. Zweitens ist er der König, der höchste Repräsentant eines Weltreiches, der wissen wird, was er der Würde schuldet, und den wir, so lange es irgend geht, ehren müssen, wie das Wappen, die Fahne des Vaterlandes. Und drittens herrscht über ihm die Verfassung und Magna Charta ist in Großbritannien mächtiger als der mächtigste Mann. Ein Böschon wußt hat er als Kronprinz

ja gewirthschaftet. Thut nichts. So treibens reiche Erben oft und werden nachher dennoch umsichtige und sparame Geschäftsleute. Und er hat in Paris, in New-York und Monte Manches kennen und nach dem wahren Werth schätzen gelernt, was korrektere Prinzen nie sehen; vielleicht befreit er uns endlich von den Puderperücken und schafft uns die kaufmännisch moderne Verwaltung, die in London und in Kalkutta die Händler längst ersehnen. Auch auf dem Festland fanden ruhige Beobachter in dem Thronwechsel keinen Anlaß zur Schadenfreude. Ja, wenn dieser echte Koburger jung König geworden wäre! Dann hätte ihm, wie Mephistos gutem Kaiser, gewiß beliebt, falsch zu schließen: „Es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen.“ Man ist er alt und wird Alles beim Alten lassen. Die paar Skandalprozesse sind bald vergessen und die Wipphascher werden die Schnigeljagd aufgeben. Selbst wenn der neue Herr aber Fehler macht: unser England ist mit dem streitbaren Katholizismus, mit Chartisten und Feniern fertig geworden und wird ungeschädet auch einen schlechten Monarchen ertragen. Eduard hat gute Beziehungen. Er war das Pathekind Friedrich Wilhelms des Vierten, der ihm nach der Taufe den schönen silbernen Glaubensschild schenkte, und Wilhelm der Zweite hat den Oheim bei jeder Gelegenheit geehrt. Ein erfahrener Weltmann, dem nichts Menschliches fremd ist und der mit Geschäftsleuten intim verkehrt hat, paßt an die Spitze eines Staates, dessen Institutionen dem Bedürfniß eines alten Weltgroßhandels genügen sollen. Das Alles war richtig. Aber Europa lachte noch immer.

Das Lachen hätte harmloser geklungen, wenn Eduard in ruhigen Tagen auf den Thron gelangt wäre. Doch er wurde König, während England gegen einen zähen Bauernstamm und zugleich gegen den Bösen kämpfte, den es in mühevoller Arbeit selbst den Völkern aufgebaut hatte: gegen public opinion. Eine böse Zeit für den Mann, dem die Bonoinaktrolle des verfluchten Kerts so lange gefallen hatte. In anderem Sinn ward er nun verflucht. Hatte er nicht bei der Vorbereitung des Jameson Raid die Hand im Spiel gehabt? War nicht gerade deshalb die Untersuchung zur Bosse geworden? Rhodes, Milner, Beit: all die den Burenfreunden verhaßtesten Männer standen ihm nah; und überall wurde gemunkelt, er habe stark in Goldsahres spekulirt. Das Lachen klang höhnisch, klang wie ein Hallaliruf grimmiger Jäger, die mit beinahe noch wilderem Eifer als den Kolonialminister den König verfolgten. Eine ernstere Natur hätte die Wucht solcher Verantwortung im Gewissen gefühlt und sich des *au coeur léger* erworbenen schlechten Rufes geschämt, der dem Land nun so schädlich wurde. Ein Neroöser wäre unter den Pfeilen und Schleudern zusammengebrochen. Der Sohn des Koburgers und der Welfen kam nicht aus der Fassung. Er kannte die Menschen und hatte oft genug zugeesehen, wie man Cessentliche Reinungen macht: für eine Bank, eine Schwindelgründung, einen Diktator oder eine Dynastie. Nur das geliebte Spielzeug der Menge nicht mit schroffem Griff aus den Fingern reißen, ehe man

ihr anderen Zeitvertreib bieten kann; hat sie den erst, dann läßt sie selbst fallen. Grinste Gefahr ist nicht zu fürchten, denn das Deutsche Reich deckt Englands wehrlose Flanke. Die Frist ist also nicht morgen schon abgelaufen. Der ehrwürdige Wunderpunkt mittelalterlichen Hofceremonials hat im Leben Großbritanniens seit Jahrhunderten einen breiten Raum eingenommen. Die viktorianische Ära gab der Schaulust farge Nahrung; um so besser: jetzt wird der Heißhunger sich gierig auf jeden Knochen stürzen. Lächelnd sah, ohne zu zittern, der fette König in seinem Palast und studierte Kostümwerte und suchte in alten Hofchroniken die Möglichkeit neuen Nummernschmucks. Seine Krönung sollte ein Fest werden, wie von den heute Lebenden noch Keiner eins sah. Monate lang vorher sollte man davon sprechen, Monate lang nachher sich an der Erinnerung weiden. Solcher Aufwand, der aus allen Zonen die Briten und einen reichen Fremdentrost herbeilockt, bringt Geld unter die Leute. Vor der weithin glänzenden Pracht wird Europa schnell das Lachen verlieren. Und während die Sinne des Weltpöbels auf die Sacht sich entküllenden Wunder der coronation gerichtet sind, ist Zeit genug, einen Schleichweg ins Lager des Feindes zu suchen (der das Material goldener Brücken liebt) und dem leidigen Krieg ein Ende zu machen, ehe in Westminster das Hochamt beginnt.

Die Rechnung war richtig. Die Spalten, die zwei Jahre lang den Heldenthaten der Buren, wirklichen und erlogenen, reserviert worden waren, wurden schmaler. Coronation heißt gebieterisch Plag. Seit Monaten brachte jeder neue Tag neue Mär von der nahenden Herrlichkeit. In den Krönungstuhl, auf dem King Edward sitzen wird, ist der Stein eingefügt, an den Jakob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Das Gewand, das King Edward tragen wird, hat Löcher, damit des Priesters Finger die Haut salben kann. Die indischen Fürsten sind eingetroffen. Australiens Vertreter kommen übermorgen in Southampton an. Und die Toiletten, die Proviantmassen, die in London aufgestapelt sind! Der Schwaß wollte nicht enden; und schon tauchten die ersten Bilder auf. Mögen die Hinterhausleute das ganze Jahr hindurch den Progen schimpfen, der vorn das beste Stockwerk bewohnt: wenn er Hochzeit hat oder ein Maekensfest giebt, schaaren sie sich in Andacht um den „Aufgang für Herrschaften“. Und während die edle Kulturmenscheit sich vor dem Schauergrüst drängte und die Reporter zu gestehen begannen, daß dem Britenreich doch ein ansehnlicher Nachtreß geblieben sei, war Edward auch an das Ziel seines zweiten, wichtigeren Wunsches gelangt: die Buren hatten kapituliert. Die Aermsten kannten die Konjunktur nicht; sie konnten ihre Freiheit theurer verkaufen, denn der König wollte um jeden Preis als peacemaker gekrönt sein. Zu Englands Heil hatte er kluge Diener. Chamberlain und Ritchener stellten die Falle und sorgten dafür, daß kein allzu fetter Räder hineingesteckt wurde. So fiel in das zweite Regierungsjahr Edwards des Siebenten der glückliche Erfolg, der dem Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden war. England mußte, nachdem Gladstones unglückliche Hand die zum entscheidenden Eingriff geeignete Stunde versäumt hatte, den Krieg gegen die

Bauernfreistaaten führen; hätte ihn, früher oder später, geführt, wenn nie ein Chamberlain, Rhodes oder Milner gelebt hätte. Im besten Fall wäre es, wenn Wilhelm nicht in Krügers Hirn falsche Hoffnung geweckt hätte, ein Rinenkrieg geworden, der ohne Blutverlust beendet werden konnte. Daß dieser Krieg unsittlich war, noch unsittlicher vielleicht als andere Kriege, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Die Briten, die stets für die Ideale der höchsten Humanität erglühn, wenn irgendwo einem unschuldig Scheinenden ein Haar gekräumt wird, waren, wie alle Herren, die zur Stärkung ihrer Macht Knechte brauchen, in der Wahl ihrer Mittel nie von Skrupeln geplagt; der cant hat ihnen immer das Gewissen eingelegt. Sinnlos aber und das Beginnen politisch Unmündiger ist der Versuch, die Größe, die (es geht nicht ohne das an deutschen Galataseln abgegriffene Wort) weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges zu leugnen. Großbritannien hat Alles erreicht, was es erreichen wollte, und während des harten Ringens zwei werthvolle Erfahrungen gemacht; die erste: daß seine Kolonien im Fühlen und Wollen englisch geblieben sind; die zweite: daß die Nervosität der alten Dame Europa sich zur That nicht zu waffnen vermag. Der Versuch antibritischer Koalition war gescheitert. Und unter der den Krieg endenden Urkunde steht Eduards Name.

Wer wagte nun noch die Behauptung, diesem Begnadeten fehle die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens? . . Ganz nah nur drohte noch eine Klippe. Mr. und Mrs. Snob waren schon auf dem Weg nach Westminster; Sarah, Mèjane, Frau Hading, all die lieben Freundinnen von früher hatten Söge bestellt. Fünf Erdtheile würden lauschen, wenn der Gekrönte vom Kirchenfürsten das Reichsschwert empfängt und und schwört, es nur für die gerechte Sache aus der Scheide zu ziehen. Le Prince de Galles als Gesalbter des Herrn? Am Ende lernte Europa doch wieder das Nachen . . . Da wurde der König krank. Ueber einen Leidenden lacht man nicht. Die Appendizitis kam sehr gelegen. Starb Eduard, dann lebte er als Glückbringer im Britenlied. Ward er gerettet, dann war er ein Märtyrer und ein Held und konnte den Rest seiner Tage nützen, um der Frage nachzudenken, warum es so schwer ist, Kronprinz, so kinderleicht, König zu sein.

*

Diese Diagnose wurde hier vor sieben Jahren gewagt. Eduard ist gesund geworden, gesunder, als Manche wünschte, und die Welt lacht längst nicht mehr, wenn sie von ihm spricht. Daß der König auf seine besondere Weise ein ganzer Kerl ist, kann kein Verständiger leugnen. Zwar giebt's Leute, die meinen, der südafrikanische Handelsabschluß sei nicht so gut, wie man damals annahm. Deren Blick reicht aber wohl nicht weit genug. Daß auf die Länge die Holländer stärker sein werden als die Briten, ist kaum glaublich. Und wenn das Geschäft schlecht wäre, dürfte man Eduard nicht dafür verantwortlich machen. Der hat, als Liquidator, so schlau gehandelt, wie die Umstände erlaubten. Zähle Schläuheit, Anpassungsfähigkeit, gute Manieren, Nüchternheit: da sind die wichtigsten Qualitäten dieses Königs. Beim Brunkspiel hat er sich nicht lange aufgehalten. Seit der Krönung lebt er wie ein vornehmer

Herr von ansehnlichem Vermögen. Weder von ärgerndem Pomp noch von Escapaden irgendwelcher Art hat man seitdem gehört. Majestät macht Geschäfte und erholt sich bei Bridge und anderer harmlosen Kurzweil. Macht seine Geschäfte still, ohne die Absicht anzukünden, ohne den ertungenen Erfolg mit bereiteter Zunge zu rühmen. Ein Großhändlerkönig; mit einer (pfißig verhüllten) Neigung zum Bluff. Einer, der die leisen Methoden liebt, blutige Händel scheut und sich zum großen Schlag wohl schwer entschloß. Politische Leidenschaft ward im Bild seines Wesens nie sichtbar. Aber er will nicht ein *roi fainéant* sein, sondern ein Reichsmehrer; will seine Heimath gegen die indische Gefahr affekturiren und ihr, deren Wehr ein Vitzchen rostig geworden ist, eine moderne Rüstung schaffen, in der sie die Hegemonie an sich reißen und festhalten kann. Gegen Deutschland hat er nichts; gegen den Resten . . . Einiges. Erstens aber muß er, der als Alberts Sohn und mit laudiertem Ruf auf den Thron kam, die Nationalhymne lauter blasen als der reinblütige Brute von korrektem Lebenswandel (Kipling, ders eben so macht, ist indisches Halbblut); und zweitens hat Deutschland ihn bitterlich enttäuscht. Als er an Friedrichs Bahre die „Großheit der Familie Viemard“ schalt und der Schwester sagte, nur der Wunsch, das Verhältniß zu Deutschland nicht zu trüben, habe ihn gehindert, Herbert einfach hinauszumerfen, hoffte er, nach der Entsetzung des ersten Kanzlers werde er leichteres Spiel haben; werde das Deutsche Reich in Europa Britanniens Säbel sein und den Russen den Drang nach Centralasien austreiben. Die Hoffnung trug. Trop Sansibar und dem Yang-tse wurde, nach allerlei Schwankungen freilich, der politische Verkehr von Jahr zu Jahr schwieriger. Depesche an Krüger, Bagdadbahn, Dreizack, Weltherrschaft, islamisches Patronat, Tweedmouth, Hale; und so weiter. Inaudum, regina, jubes renovare dolorem? Nein; haßt oft genug ja vernommen. Jetzt wird im Insektenreich Tag vor Tag die Wahrscheinlichkeit eines deutsch-englischen Krieges erwähnt. Und jetzt kommt Eduard endlich nach Berlin. Er braucht für sein Geschäft noch gutes Wetter. Möchte uns mit Frankreich „versöhnen“ (damit die Furcht, Geißel zu werden, die Freunde an der Seine nicht mehr schrecke); muß auf die Stunde warten, die ihm ermöglicht, auch in Südeuropa den um Deutschland gezogenen Kreis zu schließen (austro-russischer oder austro-italischer Konflikt); weiß, daß es in Indien ärger aussieht, als der Mann auf der Straße ahnen darf, und daß Frankreich nicht so archiprêtre ist (Maschinengewehr, Munition), wie Herr Picquart Landäuleuten und Nachbarn einzureden versucht. Drum kommt er. Und wird thun, als sei nie Unfreundliches geschehen. Wollen wir auch so thun? Einem klugen Kaufmann imponirt man nicht dadurch, daß man ihn, trotzdem er Einen gestern noch schlecht behandelte und aus dem Geschäft zu drängen bemüht war, mit krummem Rücken umbienert. King Edward ist willkommen. Muß in Berlin aber merken, daß er der Gast einer mündigen, stolzen Nation ist, die sich, ohne eitle Ueberschätzung ihrer Kraft, stark genug fühlt, um auch die Ungnade der sonst most gracious majesty ertragen zu können.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Der Salamandersattel ist in allen seinen Teilen aus besten
Rohstoffen angefertigt. Formen und Ausführung
sind mustergültig.

Fordern Sie **neues** Musterbuch H.

SALAMANDER

Schulges. m. b. H.

Einheitspreis M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.90

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182
Stuttgart — Wien I — Zürich

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.

Konzertdirektion Wolff. Sonntag, 7. Februar, 8 Uhr im Bechsteinsaal.

RODA RODA

Schwankabend. Vorlesung eigener Satiren.
Karten zu 4, 3, 2, 1 Mark bei Hote & Bock, Wertheim.



Prof. Dr. Schleich's

hygienische und kosmetische Präparate.
Zur Haut- u. Schönheits-
pflege unübertrefflich.
Für die Kinderstube unentbehrlich.

Wachspasta Dose von Mk. 1.30 an.

Wachspasta-Seife per Stck. Mk. 1.—

Hausaufhangpackung 6 Stck. Mk. 2.70

Kosmet. Hautcrème Tube 60 Pl. u. 1/2 — Mk.

Wachsmarmor-Seife

1/2 Kilo 80 Pl., 1 Kilo Mk. 1.50 und Mk. 1.75.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadellos!

Große Jahres-Revue im 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lücke.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Das vollständig neue Programm!

Dr. Möller's Sanatorium

Bruch b. Dresden-Loschwitz. Prop. Dr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 5., Sonnabend, den 6., Sonntag,
den 7., Montag, den 8., Dienstag, den 9., 2. 8 U.

Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a 77

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Steckenpferd- Silienmilch- Seife

erzeugt rosiges, jugendliches Aussehen,
weiße sammetweiche Haut, schönen Teint
und beseitigt Sommersprossen sowie alle
Hautunreinigkeiten.

3 Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebrüder-

Herrnfeld-

Anfang
8 Uhr.

Theater.

Vorverk.
11-2 Uhr.

57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands

Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Ankauf von Bibliotheken,

sowie einzelner wertvoller Werke.
Hohe Bewertung, prompte Erledigung.

Paul Graupe, Antiquariat

Berlin SW. 68, Kochstrasse 2.

Schockethal bei Cassel
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern
Einrichtung, für Erlaute, Einsitz, Lag, Angoin.
u. Wintersport, Jagdgelegenheit, Prospekt.
Tel. 1151 Ami Cassel. Dr. Schaumlöffel.



Ich warne Sie vor

Nachahmungen! Verlangen Sie nur Prof. Detsiny's **Radial**-Asbest-Gashoden, Fabrikat der A. E. G. Preis 5 M. Achten Sie auf die 3 blauen Flammringe, die bei vollkommener, absolut geruchloser Gasverbrennung die enorme Heizwirkung geben. Für 2 Pf. pro Stunde eine warme Stube! Auf den Gasarm ansetzen, in Holzkiste portofrei M. 5.80, Nachh. M. 6.10. Berlin, Leizigerstraße 26.
Deutsche Radial-Gesellschaft

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Beschränkte Krankenzahl.

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 8 000 000 M.

Telephon
281, 282, 283, 284, 285

Dortmund.

Telegr.
Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulantesten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung,
An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen,
sowie Beleihung derselben. Annahme von Spar- und Giroeinlagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen

Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten und Wunsch kostenfrei regelmäßig Mittwochs zur Verfügung. — Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerikanischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Elektrische Kuren

eine Reform-Maturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A3, Meszieskystrasse 3.

Meyer's Grosses

Monumentale Lexikon

6. Auflage. 20 Bände. 230 Mk.
Ein unentbehrlich. Nachschlagewerk
des allgemeinen Wissens,
wird komplett und franko gegen
5 Mark Monatsrate geliefert.
Probasaft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.
Berlin W35b, Sieglitzstr. 51

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a.M.

Harmonium.

das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente, kann Jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem neuen Spielapparat „Harmonista“, Preis mit Heft von 20 Stücken 30 Mk.

Illustrierte Harmonium-Kataloge und Prospekt über Spielapparat bitte gratis zu verlangen von

Aloys Maier, Königl. Hoflieferant, Fulda.

Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste erschien im unterzeichneten Verlage.

Innere Heilkunst

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteinleidende, bei Hämorrhoiden, inneren und äußeren Geschwülsten, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis u. franko durch Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tiltzer, Jerusalem Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 65. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. 1. Quartal des XVII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 34 entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigegeben der Bellaria-Vertriebs-Ges. m. b. H., Leipzig-Plagwitz betreffend

Zimmerluft-Verbesserer „Bellaria“.

Wir bitten dem Prospekt freundliche Beachtung schenken zu wollen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.

Moderates Spezialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.**ALKOHOL****BAD PISTYAN****BEI GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE**

Wegen milder Witterung

besonders für **Winterkuren** empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau

Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Eheschliessungen England
rechtsgültige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr 90/91.**Literarischen Erfolg**

ermöglicht hoch. Buchverlag. Ueberrimmt lit. Werke aller Art m. Kostenlos. Günstigste Bedingungen. Angebote unter K. 1165 an Haasensteins & Vogeler A.-G., Leipzig.

Soeben erschienen:

**20 Jahre
S. M.**

Heltere Bilder zu ernstern Ereignissen mit einem Vorwort von

Maximilian Harden

Preis 1,50 Mark

Zu haben bei allen Buchhandlungen.

Verlag der Lustigen Blätter
in Berlin SW. 68**Hochaktuelle Novität!**Frank Wedekind, s. Eigenart u. s. Werke. Von Dr. J. Kapp. 141 S. 1908. M. 2.70, geb. M. 4.—. Enthält ausführl. Analyse aller, auch d. vergriff. u. konfiszierter Werke. Imperialismus u. Romantik. Krit. Studie v. Prof. Dr. Lic. E. Kretzer. 1908. Eleg. br. M. 2.—. **Der Ausruf in Hamburg.** Ein kolonialer Blätter v. Prof. Suhr, nebst Erläuter. u. Einflg. Orig. getreue Reprod. d. Ausg. v. 1896. Kompl. in 10 Lief. à M. 5.—. **Hamburgische Trachten.** 50 kolor. Blätter in Folio (33x35 cm) v. Prof. Suhr m. Einleitg. 10 Lief. à M. 7.—. Beide Werke nur in kl. nummer. Auflage. **Die anormalen Männer- u. Frauengestalten in d. m. Memoire v. d. Markgräfin v. Bayreuth.** Von H. Freimark. 1908. Eleg. bro. ch. M. 1.50. Ausführliche Verzeichnisse gratis u. franko. **Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W 30, Aschaffburger Strasse 161.**

Wochenschrift

NEUE REVUE

vereinigt mit dem

MORGENVerlag: Neue Revue G. m. b. H.
Berlin-Charlottenburg.

Heft 50 Pf.

Aus der Nummer 4/5:

Reichskanzler **Fürst Bülow**
Zum Tode Wildenbruchs.August Strindberg
Furchtsam und hungrig.Herbert Eulenberg
Hans von Bülow.

Mal-Kah

Cigaretten vorzüglich!

Wohnungseinrichtungen.

Künstlerischer Beirat.

Man kann für wenig Geld eine geschmacklose Cliché-Einrichtung, man kann dafür aber auch eine geschmackvolle, individuelle Einrichtung haben. Der gebildete Mittelstand begnügt sich vielfach noch der Billigkeit halber mit Monstrositäten und gibt für sie oder für Besseres aus Mangel an Sachkenntnis unvernünftig viel Geld aus. Das wäre nicht nötig. Erfahrener Rat und gebildeter Geschmack können ihm für wenig Geld etwas nach Form und Material Schönes und Angenehmes verschaffen. Man wende sich, zunächst schriftlich oder telephonisch, an

Johannes W. Harnisch, N.W. 87, Tille Wardenbergstr. 11
Telephon Amt 2, 7033.

Nervenschwäche der
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. Ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die
Schuhkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips. Genosse Schmalefeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt.
Mahadd. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein
Golzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
prema lex. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
a. D. Lessings Doublette. Maupassant.
Der Fall Apostata. Gekränzte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige
Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2½-
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Keine Alltagsmenschen

Liefergetreue Wärtungen der ansehnlichen
Wörter und der trefflichen Charakterefferen-
barungen (nach eingelebten Handschriften)
von P. P. C.: Ein neuer Nict, ein mächtiger
Antrieb mit ihren Sinn bekräftigen. Sie
werden sich über sich selbst blauschwarz
fühlen. Der Meister arbeitet seit 1890 nur
für Gebildete. Keine simplen „Deutungen“.
Eindrucksvoller Prospekt 10 Pfennig durch
P. Paul Liebe, Schriftsteller und Psycho-
graphologe, Augsburg i. Z. Joh. Bapern.

Wandschmuck-Verlag
Merfeld & Donner, Leipzig 34.

Sobald erschien

unser Prospekt über

„Neue farbige Künstler- steinzeichnungen“

Erhältlich durch alle Kunst- u. Buchhand-
lungen etc., wo nicht, direkt vom Verlag
zu beziehen.

Die K.-Steinzeichnungen
sind meistens in die üb-
l. Wechselrahmen passend.

Herbst- u. Winterkuren Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von Mk. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau, Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhofsstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunn- u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende. Wintersport.
Nach allen Krankengeschäften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
meistfreie, nadelholzreiche Höhenlage.
Seehöhe 420 m. Ganzes Jahr besucht.
Näheres die Administration in
Berlin N.W., Möckernstrasse 118.

Insertions-
Ankündigungen für „Die Zukunft“

durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

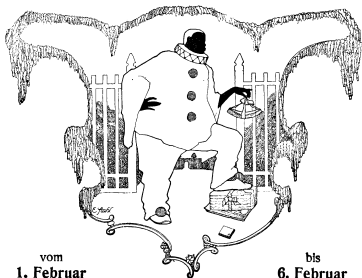
Passage-Kaufhaus

Frankfurt 119-122

Berlinerstrasse 119-122

Vereinigung erstklassiger Spezialgeschäfte

WEISSE WOCHE



vom
1. Februar

bis
6. Februar

Einmalige Gelegenheit

zu aussergewöhnlich billigen Preisen

weisse Waren

einzukaufen.